

Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro

Intersituativity. Tele-Interaction and Coactivity beyond Micro and Macro

Stefan Hirschauer¹

Institut für Soziologie, Universität Mainz
hirschau@uni-mainz.de

Zusammenfassung: Der Beitrag stellt fest, dass die situationistische Tradition der Mikrosoziologie den Mikro/Makro-Dualismus auf eine neuartige Weise hinter sich gelassen hat: indem sie nach der Fokussierung von lokaler Interaktivität nun das Problem der *Intersituativität* angeht. Er vergleicht vier theoretische Positionen, zunächst zwei spätclassische Versuche, den Mikro/Makro-Gegensatz zu überwinden: Goffmans dualistische Konzeption von Schnittstellen der Interaktionsordnung mit der Sozialstruktur und Luhmanns triadische Ebenendifferenzierung in Interaktion, Organisation und Gesellschaft. Die beiden jüngeren Positionen – von Karin Knorr Cetina und Bruno Latour – lösen die Frage der theoretischen Verbindung zweier analytischer ‚Ebenen‘ dagegen durch die Frage ab, wie konkrete Situationen miteinander verknüpft sind. Jenseits von Mikro/Makro liegt der materiale Nexus von Situationen: die medial vermittelte Teleinteraktion und die Koaktivität von Artefakten als geronnene Handlungen Abwesender. Während die Technikentwicklung den Begriff der Situation, der Anwesenheit und des Handelns erheblich tangiert, liegt die bleibende Bedeutung des Situativen in der sinnlich-körperlichen Präsenz von Wissensobjekten.

Schlagworte: Interaktion; Kommunikation; Situation; Mikro- und Makrosoziologie.

Summary: This contribution posits that the situationalist tradition in microsociology, focusing on local interactivity, has overcome the dualism of micro vs. macro by facing the problem of intersituativity. It compares four theoretical positions, starting with two late classical efforts to overcome the micro vs. macro opposition: Goffman's dualistic conception of interfaces between the interaction order and social structure and Luhmann's threefold differentiation of interaction, organization, and society. More recent positions, those of Karin Knorr Cetina and of Bruno Latour, replace the issue of the interrelation of analytic "levels," with the question of how concrete situations are related materially. Beyond micro-macro is the material nexus of situations: tele-interactions, mediated by communication technologies, and the coactivity of artefacts, seen as congealed actions of absent people. Although technical developments severely challenge the notions of situation, presence, and action, the enduring importance of the situative approach lies in the physical-perceptual presence of objects of knowledge.

Keywords: Interaction; Communication; Situation; Micro- and Macro-Sociology.

1. Einleitung: Anspruch und Grenzen der Mikrosoziologie

Die Unterscheidung von Mikro und Makro ist in die Jahre gekommen. Das altehrwürdige Dual gibt es bekanntlich nicht nur in der Sozialtheorie, son-

dern auch in vielen Naturwissenschaften, die ihre Gegenstände mit der Unterscheidung Teil/ Ganzes auffassen: Jedes Objekt kann als Teil eines größeren Ganzen konzipiert werden, das wiederum Element einer größeren Einheit ist (für Reviews s. Barnes 2001; Heintz 2004). In der Soziologie wurde dieses Dual zunächst durch den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft ausgefüllt, dann durch den von Handlung und Struktur, bevor das Problem die ‚technische‘ Form von Mikro/Makro bekam, die sich ihrerseits seit einiger Zeit in Auflösung befindet.

‚Individuum versus Gesellschaft‘ suchte noch einen außersozialen Ausgangspunkt in einer Anthropologie wie der vom *Homo oeconomicus* oder in der Phänomenologie und führte in einen aussichtslosen

¹ Dieser Aufsatz ist ein intersituatives Produkt verschiedener sozialer Gelegenheiten, darunter zwei Seminare an der LMU München (2005) und der Universität Mainz (2010), eine Tagung am Bielefelder ZIF (2011), ein Colloquium mit meinen Mainzer MitarbeiterInnen (2012) und ein über zwei Jahre gestreckter Schreibprozess, zu dem viele KollegInnen beigetragen haben, darunter vor allem Bettina Heintz, Hartmann Tyrell, Herbert Kalthoff, Rainer Wiedenmann und Elke Wagner.

Zweikampf von Kausalitäten oder Kräfteverhältnissen: Was prägt wen ‚stärker‘? Diesem Ausgangspunkt hatten eigentlich schon die Gründerfiguren der Soziologie mit der Feststellung des Individuums als gesellschaftlicher Institution widersprochen. ‚Handlung versus Struktur‘ dynamisierte das Erklärungsproblem zu einer Art Wechselwirkung: Wie kommen soziale Strukturen zustande und wandeln sich, und wie wird menschliches Handeln durch sie ermöglicht und begrenzt (s. etwa Giddens 1979). Randall Collins (1992) kritisierte an dieser Konzeption ihre ‚romantische‘ Beschäftigung mit der menschlichen Freiheit in Konkurrenz zur Gesellschaft als Zwangsapparat. Auch Barry Barnes (2001) monierte, dass die Akzentuierung starker menschlicher Agency übermäßig den Zuschreibungsgewohnheiten moderner Gesellschaften folge.

Die Mikro/Makro-Unterscheidung schließlich bezog sich auf ihrer Mikro-Seite nicht mehr notwendig auf Individuen und ihre Handlungen, sondern eher auf ein *Kontinuum* von Bausteinen des Sozialen, deren Größenmaß Collins (1981) allein in den Variablen Raum, Zeit und Anzahl (von Personen oder Situationen) lokalisierte. Auch Giddens moderierte die Mikro/Makro-Unterscheidung über die empirische Frage nach der abgestuften räumlichen Reichweite und der zeitlichen Reproduktionsdauer von Handlungen, wobei Schrift und Geld wichtige Extensionsmittel gegenüber der Reichweite von Interaktionen bilden.

Es gibt aber noch zwei weitere Aspekte, die die Unterscheidung von Mikro und Makro von der von Handlung und Struktur trennen: Zum einen müssen Handlungen nicht ‚Mikro‘ sein, wie Theorien kollektiver Akteure nahe legen, zum anderen sind der explizite Gegenstand vieler ethnomethodologischer und interaktionistischer Arbeiten *Mikrostrukturen*. Auch die ältere Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft wurde nurmehr von der *handlungstheoretischen* (weberianischen) Tradition der Mikrosoziologie fortgesetzt, die sich auch aktuell noch im Dual von Mikro/Makro begreift (Esser 2006), während die Tradition des *methodologischen Situationismus* (Knorr 1988) im Gefolge von Simmel und Mead von vornherein von einer überindividuellen Entität ausgeht: von Interaktionen als emergentem Phänomen und genuin sozialem Ereignis.

Gegenstand dieses Aufsatzes ist das veränderte Selbstverständnis und die theoretische Fortentwicklung dieses Ansatzes. Der methodologische Situationismus hat mit ethnomethodologischen, interaktionistischen und ethnografischen Studien eigene

Forschungstraditionen entwickelt, deren soziologisches Selbstbewusstsein in zwei Aspekten begründet ist: Erstens in dem theoretischen Bewusstsein, mit der Analyse von Mikroprozessen an den Grundlagen des Faches zu arbeiten – wie in den Naturwissenschaften, wo man die Entstehung des Universums mit der Zerkleinerung kleinster Teilchen oder die Entstehung des Lebens mit einer Manipulation von DNA-Sequenzen im Nanobereich untersucht. Was in den Naturwissenschaften seit jeher etabliert ist, hat in der Soziologie etwas länger gedauert: die Akkumulation für sich jeweils bescheidener Detailkenntnisse, etwa über Zwiegespräche, als Erfolge des Faches als einer Wirklichkeitswissenschaft zu verbuchen. Als einzelne völlig unbedeutend, sind Interaktionen ein Massenphänomen, durch das sich jede Minute milliardenfach Gesellschaft vollzieht.

Zweitens forscht die Mikrosoziologie in dem empiristischen Bewusstsein, im Vergleich zu Nachbarfächern wie Ethnologie und Geschichtswissenschaft, die historischen oder geographischen ‚Weitblick‘ reklamieren können, unmittelbar – d. h. ohne Fernreisen und Zeitmaschine – auf einen hier und jetzt, allorten und jederzeit verfügbaren Gegenstand zugreifen zu können: soziale Situationen. Dieses empirische Selbstbewusstsein ist seit den 1960er Jahren durch den Einsatz von Aufzeichnungstechniken beträchtlich gesteigert worden. Und es entfaltet sich fachintern durch eine komplementäre Empirieschwäche der Makrosoziologie: Im Disziplinenvergleich, so Barnes (2001), ist es eine Besonderheit der Soziologie, dass Makrophänomene hier ausnahmsweise *nicht* besser zu sehen sind als Mikrophänomene: Es sind unsichtbare, theoretisch postulierte Entitäten, deren Empirizität chronisch fragwürdig ist. Sie stehen im Verdacht, bloße Reifikation und Hypostasierungen zu sein. Im Gegensatz dazu bietet der methodologische Situationismus epistemologische Solidität und Sparsamkeit: Situationen sind, so Emanuel Schegloff (1997), präzisere Erklärungsressourcen als ein vager Rekurs auf gesellschaftliche Randbedingungen, etwa den Spätkapitalismus, die Postmoderne oder das Patriarchat. Anstelle der ungeprüften Behauptung der Relevanz solcher fernen Kontexte verspricht die Untersuchung konkreter Interaktionsverläufe und unmittelbarer situativer Kontexte eine präzise Identifizierung relevanter soziologischer Parameter.

Auf dieser zweifachen Basis forschte die Mikrosoziologie im Rahmen eines Simmel’schen Common Sense: Auch große soziale Gebilde werden in Situationen und durch Interaktionen hindurch (re)pro-

duziert. Interaktionen sind die Gene, die Synapsen, die Atome der Soziologie. Und es gibt allgemeine Eigenschaften von Interaktionen – einen Gegenstand eigenen Rechts, den ein eigener Forschungsweig mit wachsender Genauigkeit untersuchen kann.

Auf der anderen Seite entsteht hier eine reduktionistische Versuchung, die immer dann an ihre Grenzen stößt, wenn es darum geht, nicht nur Interaktionen im Allgemeinen zu verstehen, sondern eine je konkrete. Keine Interaktion fängt bei Null an, voraussetzungslos, und jede ist vielfach kontextiert, also in praktische Zusammenhänge eingebunden. So wird die Aktualisierung einer Unterscheidung nach Alter oder Geschlecht nicht einfach mit Interaktionsbeginn ‚gesetzt‘, sie ist vielmehr i. d. R. schon durch den institutionellen Kontext einer Situation vorstrukturiert. Auch wenn man (mit Schegloff) eine klare methodische ‚Vorfahrt‘ für den unmittelbaren Kontext postuliert – einen *Erklärungsprimat* der Situation – impliziert dies keine Irrelevanz transsituativer sozialer Einheiten (zu diesem Einwand s. Scheffer 2001). Soziale Prozesse organisieren sich zugleich situativ und transsituativ, und sie haben stetig mitlaufende Verweisungshorizonte, auf die sie sich selektiv beziehen.

Daher findet sich bei den meisten ‚Mikrosoziologen‘ auch keine reduktionistische Haltung, sondern eine pragmatische. Auch der oft als ‚Reduktionist‘ rubrizierte Randall Collins konzidierte die forschungspraktische Notwendigkeit von Makrokonzepten und die Möglichkeit, mittels ihrer zu „nützlichen Annäherungen“ zu kommen (s. Rössel 1999). Für diese Haltung sprechen schon forschungsökonomische Gründe: Sicheres empirisches Wissen, wie es mikrosoziologische Fallstudien beanspruchen, lässt sich nicht über beliebig große oder viele Einheiten erzielen. Wenn aber auch solche makroskopierenden Aussagen vom Publikum der Soziologie gefordert werden, empfiehlt sich eine weitgehende Toleranz gegenüber abstrahierenden Redeweisen und auch eine eigene innerfachliche Spezialisierung auf deren Formulierung.

Wo diese Toleranz fehlt, wird der empirische Geltungsanspruch des methodologischen Situationismus überzogen bzw. auf seinen erhebungstechnischen Kern zurückgeworfen. Genauso wie es in der handlungstheoretischen Mikrosoziologie einen erhebungstechnischen Individualismus gibt (einen fragwürdigen Rekurs auf Auskünfte), gibt es in der situationistischen Mikrosoziologie einen erhebungstechnischen Situationismus. Hierin liegt zwar, wie gesagt, eine besondere Stärke (im Sinne

Daten), aber die Bemühung um technische Aufzeichnung oder die Sichtbarkeitsannahme des teilnehmenden Beobachters folgen natürlich einer *präsentistischen* Prämisse. Ein radikaler Situationismus, wie etwa in Harvey Sacks Gesprächsforschung als sozialer Naturwissenschaft (Sacks 1995), kippt daher in einen qualitativen Positivismus, der der Reduktion auf *Zählbares* in der standardisierten Forschung eine Reduktion auf *Zeigbares* zur Seite stellt.

Anders als in der positivistischen Tradition, in der das Messbarkeitspostulat in den ontologischen Annahmen einer überkommenen Wissenschaftstheorie begründet ist, ist dieser Ehrgeiz des Zeigbaren eher in der Geschichte der Sozialtheorie begründet: Die ethnomethodologische Wendung der Sozialphänomenologie von einer egologischen Subjekttheorie in einen empirischen Situationismus hat zwei fragwürdige Erbschaften angetreten. Zum einen hat sie das Intersubjektivitätsproblem der phänomenologischen Tradition in einen epistemologischen Skeptizismus übersetzt, der nach möglichst lückenlosem empirischen Beweis verlangt. Dem Nachweis der *Interaktivität* sitzt noch das Problem der *Intersubjektivität* im Nacken, er arbeitet sich an einer bewusstseinsphilosophisch begründeten Verstehensskepsis ab. Zum anderen hat sie den Monadismus des Bewusstseins mitunter in einen Monadismus der Situation übersetzt, der die Ausblendung des so genannten ‚Kontextes‘ einfach zur methodischen Tugend erklärt. Ein radikaler Situationismus, der sich auf sein empirisches Selbstbewusstsein zurückzieht, geht daher ganz ähnlich wie ein Positivismus, der sich auf ‚messbare‘ Auskünfte zurückzieht, mit einem weitgehenden Theorieverzicht einher. Das ist durchaus konsequent und in sich schlüssig, es verharrt aber in einer separierten Untersuchung sozialer Situationen. Ganz offen bleibt so die Frage einer *Verbindung* mit anderen Soziologien und auch die Frage nach der *Verbindung* jener Situationen. Es sind diese beiden Fragen, die dieser Aufsatz aufgreift.

Seine These ist, dass die situationistische Tradition den Mikro/Makro-Dualismus auf eine neuartige Weise hinter sich gelassen hat: indem sie nach der Übersetzung des Intersubjektivitätsproblems in Interaktionsforschung nun das Problem der *Intersituativität* angeht. Ich werde zunächst die Positionen von Erving Goffman (2.1) und Niklas Luhmann (2.2) darstellen, die die Überwindung des Mikro/Makro-Problems auf je eigene Weise in einer theoretischen Trennung und Verknüpfung von ‚Ebenen‘ suchten. Nach einem kurzen Blick auf folgende *Versuche, den Dualismus aufzulösen* (2.3), werde

ich darstellen, wie neuere Theorieansätze – exemplarisch die von Karin Knorr Cetina und Bruno Latour – im Zuge einer *Dezentrierung der Situation* die Frage der theoretischen Verbindung zweier ‚Ebenen‘ durch die Frage ablösen, wie Situationen medial und material miteinander verknüpft sind (3.). Jenseits von Mikro/Makro liegt der Nexus von Situationen: eine Teleinteraktion i. S. eines medial vermittelten symbolischen Austauschs (3.1) und eine kontinuierliche Koaktivität von Artefakten als geronnene Handlungen Abwesender (3.2). Während technische Entwicklungen den Begriff der Situation, der Interaktion, der Anwesenheit und des Handelns erheblich tangieren, liegt die bleibende Bedeutung des Situativen in der sinnlichen Präsenz von Wissensobjekten. Ein Ausblick (4.) auf den Gegensatz von Mikrosoziologie und Telesoziologie und die unterschiedlichen Aggregatzustände des Sozialen beschließt den Beitrag.

2. Mikro/Makro: Die theoretische Verknüpfung von Ebenen

Betrachten wir zunächst zwei ‚spätklassische‘ Formulierungen des Mikro/Makro-Problems zu Beginn des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts: Luhmanns Aufsatz von 1975 und Goffmans Präsidiarrede vor der *American Sociological Association* von 1982. Ein Mikro- und ein Makrosoziologe wenden sich hier je spezifisch der jeweils anderen Seite zu und zeigen dabei (wie in Zeiten des Kalten Krieges nicht unüblich) eine große Verwandtschaft in der Verschiedenheit.

2.1 Erving Goffman: Die Interaktionsordnung und ihre Schnittstellen

Goffmans Ausgangspunkt ist die körperliche Ko-Präsenz von Interaktionsteilnehmern in einer sozialen Situation. Eine Situation kann man als jenen zeitlichen Ausschnitt eines lokalen Geschehens begreifen, den ein Einzelner mit seinen Sinnesorganen überschaubar, eine *soziale* Situation spannt sich dagegen erst durch gegenseitige Wahrnehmung auf. Dies muss nicht die visuelle Aufmerksamkeit des *face to face* sein, Reaktionspräsenz („*response presence*“), so Goffman, gibt es auch in Telefonaten und im Briefverkehr. Die Einheit der Situation wird letztlich durch den Aufmerksamkeitsfokus ihrer Teilnehmer konstituiert, sie ist ein soziales Zentrum der Sinne, das sich spontan verkleinern oder vergrößern kann –

eine Skalenverschiebung, die man etwa bei Partygesprächen beobachten kann. Die Grenze einer sozialen Situation entsteht also durch Prozesse der Zuwendung und Abwendung.

Goffman hebt an der sozialen Situiertheit menschlichen Handelns vor allem zwei Aspekte hervor: zum einen die Möglichkeit der physischen oder rituellen Verletzung – unter den Bedingungen unmittelbarer gegenseitiger Wahrnehmung steht das Image, also Persönlichkeit, in besonderer Weise auf dem Spiel –, zum anderen die „folgeschwere Offensichtlichkeit“ sozialen Lebens: Auftreten und Verhalten haben mit ihren Hinweiszeichen auf Status, Beziehungen und Absichten eine besondere kommunikative Funktion, sie sind mit Fragen der Informationspolitik und mit der Kategorisierung von Personen verknüpft.

Andererseits, so wendet Goffman gegen Randall Collins ein, sind Situationen nicht alles. Viele Regelungen und Erwartungen werden nicht erst in ihnen geschaffen. Es gibt größere soziale Felder mit eigenen Ordnungen (er nennt Organisationen und Verkehrssysteme) und es gibt größere soziale Anlässe (z. B. Arbeitstage oder Festlichkeiten). Außerdem bringen Teilnehmer ein transsituatives Wissen mit (kulturelle Rahmen und Kategorien, erinnerte Beziehungsgeschichten und Images voneinander), das sie in Interaktionen voraussetzen können.² Es sei falsch anzunehmen, dass makrosoziale Phänomene vollständig auf die Wirklichkeit von Situationen zurückgeführt werden könnten. Diese sind nur einer systematischen Analyse besser zugänglich. Kurz: die Interaktionsordnung sei eine vergleichsweise autonome Sphäre sozialen Lebens, aber nicht irgendwie vorgängig oder konstitutiv für makrosoziale Phänomene. Anschließend identifiziert Goffman vier Schnittstellen zwischen Interaktionsordnung und Makrostrukturen:

1. *Schlüsselsituationen* sind Situationen mit unmittelbaren Effekten auf das Personal – Unfälle, Todesfälle oder die Entführung einer Organisationsspitze – und consequenzenreiche Ereignisse, die über situationstranszendierende Lebenschancen von Teilnehmern entscheiden, z. B. Bewerbungsgespräche, Kündigungen, Prüfungen oder Heiratsanträge

² Goffman erwähnt als weiteres situationstranszendierendes Moment den Zeithorizont von Handelnden. Dieser ragt mit Erinnerungen und Antizipationen immer prospektiv/retrospektiv weit über die Interaktionszeit hinaus – ob er sich nun auf eine Gewinnchance, einen Entbindungstermin, einen Wahltag oder die Fertigstellung eines Domes richtet.

(„Gründungssitzungen“ von Paaren). Hier erfolge die versteckte Selektion von Personen, durch die i. S. Bourdieus die Sozialstruktur reproduziert wird.

2. Die „Durkheimschen Schnittstellen“: *Rituale als Formen symbolischer Repräsentation* sozialer Ordnung. „Ein entscheidendes Merkmal unmittelbarer Begegnungen besteht darin, daß wir in ihnen – und nur in ihnen – einer Sache eine Form und einen dramatischen Aufbau verleihen können, die unseren Sinnen auf andere Weise nicht zugänglich sind. Durch Kleidung, Gesten und die Anordnung des Körpers können wir eine große Palette ungegenständlicher Dinge darstellen und repräsentieren, denen nur gemeinsam ist, daß sie Bedeutung für unser Leben haben, aber keine Schatten werfen“ (1994: 78). Dazu zählen vergangene Ereignisse, Glaubensvorstellungen über den Kosmos, Idealvorstellungen über Kategorien von Personen, soziale Beziehungen und soziale Strukturen. Konzentriert finden sich diese Verkörperungen in feierlichen Zeremonien und Massenveranstaltungen (Events, Messen, patriotischen Festakten), in denen sich Individuen ihrer kategorialen Zugehörigkeit und affektiven Bindung zu einer Gemeinschaft vergewissern. Ähnliches leisten aber auch kleine Alltagsrituale und situative Arrangements. Sie fungieren als *mikroökologische Metaphern* für makrostrukturelle Anordnungen, z. B. Sitzordnungen (in Chefetagen oder im Haus der Berber) oder Sequenzordnungen (etwa der Vortritt bei Türen oder beim Rederecht). Rituale verweisen auf ein kulturelles Hintergrundwissen, das Situativem erst seine Bedeutung gibt, sie stellen eine Anschaulichkeit dieses Wissens her.

3. Von allen sozialen Strukturen, so Goffman, haben *soziale Beziehungen* – als Prototyp situationsüberdauernder Einheiten – den engsten Zusammenhang mit der Interaktionsordnung. Z. B. vermitteln Bekanntschaften so zwischen Mikro und Makro: Sie entstehen in Interaktionen und werden dort aufrechterhalten (oder unterbunden), bilden aber auch eine Netzwerkstruktur, die in spätere Interaktionen hineinragt und diese vorstrukturiert (etwa über Gruß- und Informationsverpflichtungen). Als Struktur regulieren sie das Gruß- und Gesprächsverhalten in der Interaktion und stiften Kanäle, in denen Informationen zirkulieren (z. B. Klatsch oder Karrieretipps) und von denen bestimmte Gruppen ausgeschlossen sein können. So können Grußpräferenzen und Homosozialität sich gegenseitig bedingen.

4. Verbindungen der Interaktionsordnung zu *diffusen sozialen Statuskategorien*: Kollektivmitgliedschaften wie Alter, Geschlecht, Klasse und ethnische Zugehör-

rigkeit. Sie strukturieren Interaktionen vor, weil ihre Teilnehmer schon vor jeder Äußerung mittels körperlicher Anzeichen verortet werden können. Sie haben aber auch nur punktuelle Relevanz. Typisch modern sei nämlich die Neutralisierung dieser Kategorisierung durch Interaktionsregeln, etwa Vorfahrtsregeln in Dienstleistungsinteraktionen. Es bleibt den Interaktionsteilnehmern überlassen, ob sie dennoch auf Status rekurrieren oder nicht. Hierin zeigt sich für Goffman exemplarisch, dass interaktive Praktiken und soziale Strukturen (zumindest in modernen Gesellschaften) in einem Verhältnis *loser Kopplung* zueinander stehen (1994: 85). Eine Position in der Sozialstruktur stimmt nicht nahtlos mit der Rolle in Interaktionen überein, sie wird durch die Grenzen der Interaktionsordnung gebrochen, es gibt nur eine mögliche Verzahnung. Makrostrukturen *können* also in Interaktionen reproduziert werden, müssen es aber nicht, denn Interaktionsverläufe bestimmen die Auswahl situativ relevanter Makrovariablen. (Z. B. muss der Vorgesetzte in der Organisation nicht der ‚Wortführer‘ eines Gesprächs sein; oder es kann interaktiv irrelevant sein, dass es zwei Frauen sind, die sich unterhalten). Interaktionen koppeln sich gewissermaßen mal loser, mal enger an Strukturvorgaben (s. a. Hirschauer 2001: 225 ff.).

In Goffmans Ausführungen wirken die vier ‚Schnittstellen‘ für den Vortragszweck (einer akzeptablen Selbstpositionierung im Fach) ad hoc konstruiert, sein systematischer Ehrgeiz ist (wie in seinem gesamten Oeuvre) eher beschränkt. Pointieren wir daher einmal seinen Beitrag zum Mikro/Makro-Problem: Goffmans dualistische Position vermittelt zwischen der interaktionistischen Annahme, dass die Gesellschaft in Situationen aufginge, und der parsonianischen, dass situatives Geschehen nur ein Ausdruck und kausaler Effekt von sozialen Strukturen sei. Seine vier ‚Schnittstellen‘ machen gegen diese zweite Annahme vier Einsprüche zur Art der Beziehung von Mikro und Makro: 1. Es gibt den Fall *umgekehrter Kausalität* (Schlüsselsituationen). 2. Es gibt Wechselwirkungen, d. h. *wechselseitige Vorstrukturierung* (den Fall sozialer Beziehungen). 3. Es gibt eine Beziehung der *Repräsentation* von Makro in Mikro (im anschaulichen Ritual). 4. Es gibt die Relation der ‚losen Kopplung‘, d. h. eine durch Situationsschwellen *gebrochene Kausalität*.

Mit ‚Schlüsselsituationen‘ platziert Goffman Situationen in größere Felder oder Zeiteinheiten und widerspricht durch den Hinweis auf eine differenzierte Reichweite von Situationen deren Gleichrangigkeit. Besonders im Kontext von Kategori-

sierungsverfahren werden folgenreiche Ergebnisse (meist Bewertungsdokumente) hergestellt, die die Situation überdauern.³ Wegweisend scheint mir daran der Hinweis auf eine *soziale Ungleichheit von Situationen*. Nicht alle Interaktionen, die als Interaktionen ‚gleich‘ erscheinen (und z. B. als Gespräch analysiert werden können), sind soziologisch gleich. Die Mikrosoziologie kann oft relativieren, welche Rolle die Position von Individuen in der Sozialstruktur spielt (so wie Goffman es tut), aber sie muss natürlich ernst nehmen, welche Position – in Verfahren, in Organisationen, in historischen Momenten usw. – eine konkrete Interaktion hat. Denn dies verändert ihre Infrastrukturen und ihre Reichweite.

Ebenfalls wegweisend für den aktuellen Stand der Diskussion scheint mir die an Durkheim anschließende Figur, dass das spezifisch soziologische Problem der Beobachtbarkeit von Makrophänomenen (auf das Barnes hinwies) schon ein Teilnehmer-Problem ist und nicht nur ein Problem professioneller Beobachter der Gesellschaft. Makrophänomene werden ‚gewusst‘, aber dieses Wissen ist zu abstrakt, es verlangt nach situativer Konkretion in öffentlichen Ereignissen, Interaktionsritualen und körperlichen Zeichen.

Mit dem Stichwort der losen Kopplung schließlich geht es Goffman ganz anders als Coleman (1987), der an kausal schließender Erklärung interessiert ist, und ähnlich wie Niklas Luhmann primär um die Abgrenzung von ‚Ordnungen‘. Ein Erklärungsanspruch (wie bei RC oder Bourdieu) soll nicht die Unbestimmtheit des Sozialen eliminieren. Die Identifizierung von Berührungspunkten statt von Kausalkräften erlaubt Überlegungen zum variablen Zusammenspiel von Bausteinen des Sozialen. Goffman verfeinert dabei die differenzierungstheoretisch gedachte Rollentheorie: Situationen (und nicht nur Praxisfelder bzw. Subsysteme) geben Relevanzen vor, nach denen soziale Zugehörigkeiten ihrer Teilnehmer selektiert und aktualisiert werden: Interak-

tionsrollen ‚brechen‘ funktionsspezifische Rollen und nur solange man interaktiv orientierungslos ist, greift man auf Status als Hintergrundwissen zurück.

2.2 Niklas Luhmann: Interaktion, Organisation, Gesellschaft

Luhmanns Beitrag zur Mikro/Makro-Debatte lässt sich als ein komplementärer Brückenschlag lesen. Luhmann setzt vor allem fünf Akzente:

1. Er ersetzt den Mikro/Makro-Dualismus durch eine *triadische* Konstruktion von Ebenen. Luhmann distanziert sich damit weiter vom dualistischen Gegensatz von Individuum und Gesellschaft, hier durchaus vergleichbar mit Goffmans Dezentrierung des Akteurs („Situationen und ihre Menschen“, 1971: 9). Dabei stellt er *Organisationen* ins Zentrum: handlungsfähige Systeme, die hochgradig künstliches Verhalten sichern, auf Zwecke orientieren und von Motiven entbinden können, indem sie Mitgliedschaft an ganz bestimmte Bedingungen knüpfen.

2. Auf der anderen Seite *übernimmt* Luhmann von der Grundintuition des Mikro/Makro-Gegensatzes die Vorstellung unterschiedlicher *Größenordnungen* und spitzt diese noch zu. An die Stelle eines raumzeitlichen Kontinuums sozialer Gebilde wie bei Collins (1981) oder Giddens (1992) tritt eine Typologie sozialer Systeme: Es gibt kurzlebige, kleinräumige Systeme mit meist geringer Teilnehmerzahl; dauerhafte, in ihren Wirkungen räumlich ausgedehnte mit z. T. großer Mitgliederzahl; und ein ‚unsterbliches‘ globales System, das alles Soziale einschließt. Diese Differenzierung sei „nicht nur eine rein begriffliche Unterscheidung, sondern ein Produkt der soziokulturellen Evolution“ (1975: 18), die neuzeitliche Transformation der Gesellschaft bestehe neben deren funktionaler Differenzierung auch aus dem Auseinandertreten der drei Ebenen. Organisation und Gesellschaft sind evolutionäre ‚Tatsachen‘, und Interaktionen bilden das Ende einer Komplexitätshierarchie (Tyrell 2008: 56).

3. Auf der Basis dieses robusten evolutionstheoretischen Realismus beschreibt Luhmann drei Relationen zwischen den Ebenen. Die erste ist die *Inklusion*. Eine vollständige Trennung sei unmöglich, weil alles soziale Handeln in der Gesellschaft stattfindet (1975: 14) und letztlich nur in der Form von Interaktion möglich ist. Mit Rekurs auf Simmel schreibt Luhmann: „Die Großformen der gesellschaftlichen Teilsysteme schwimmen auf einem Meer ständig

³ Goffmans Idee berührt sich hier mit der machttheoretischen Kritik von Nicos Mouzelis (1991) an der Mikrosoziologie: Dieser schlug vor, einflussreiche Interaktionen (Kriegsentscheidungen, Friedensverhandlungen usw.) als ‚Makro-Interaktionen‘ zu fassen, weil ihr *Folgenreichtum* sonst aus dem Blick gerate. Seine ungewöhnliche Begriffsprägung hat den Vorzug, dass sie den Mikro/Makro-Gegensatz empirisch auflöst. Irreführend ist sie, insofern Interaktionen natürlich Interaktionen bleiben. So ist die Interaktion von Eltern auch nicht ‚größer‘ als die ihrer Kinder (und man kann auch bezweifeln, dass sie immer folgenreicher ist).

neu gebildeter und wieder aufgelöster Kleinsysteme“ (1997: 812). Interaktionen sind immer auch Vollzug von Gesellschaft, auch ihrer Modernität.

4. Die zweite Relation ist die *spezialisierte Entkoppelung*. Luhmann sucht nicht Ebenen explanativ zu verknüpfen (wie Coleman), sondern betont Faktum und ‚Vorteil‘ ihrer *Trennung*. Interaktion und Gesellschaft entlasten sich gegenseitig für das, was sie sein können: Gesellschaft kann die Sachdimension entfalten und wird nicht mehr durch Konflikte in ihrem Bestand bedroht (Dissens wird sogar funktional); Interaktionen werden nicht mehr mit gesellschaftlicher Reproduktion belastet und können sich auf Reziprozität und Intimität konzentrieren, so wie Organisationen auf ihre Zwecke, ohne auf andere Rollen ihrer Mitglieder Rücksicht nehmen zu müssen. Mit Goffman könnte man sagen, die Kopplungen werden ‚immer loser‘: Interaktionen werden ‚interaktiver‘ i. S. von persönlich intensiviert und gesellschaftlich folgenlos, die gesellschaftliche Kommunikation dagegen anonymer (von Personalität entlastet).

5. Das Zusammenspiel der so differenzierten Ebenen ist schließlich durch *relative Autonomie* bestimmt. Einerseits gibt es „umfassende Systeme und eingeordnete Systeme“ (1975: 19), wobei Erstere „strukturelle Prämissen“ vorgeben und die Umwelt der Letzteren ordnen. Andererseits sind Interaktionen nur noch schwach ‚ferngesteuert‘ durch solche strukturellen Randbedingungen, ihre Eigengesetzlichkeit bleibt. Interaktionen sind frei zur Abweichung, gerade weil sie die Gesellschaft nicht unmittelbar tangieren, sie können organisatorisch Vorgesehenes unterlaufen und „strukturelle Determinationen entgleisen lassen“ (1975: 19). Gerade Konflikte belegen dieses ‚freie Spiel‘: eine durch die Eigenlogik untergeordneter Systeme *gebrochene* Determination. In dieser Hinsicht sind sich Luhmann und Goffman erneut recht einig.

Wie kann man diesen Beitrag Luhmanns aus heutiger Sicht würdigen? Ich sehe die Leistung seines Aufsatzes zunächst in der *Sozialdimension* des Faches. Er stellt Interaktions-, Organisations- und Gesellschaftstheorie als drei gleichermaßen notwendige und komplementäre Beschreibungen des Sozialen nebeneinander. Dem Unterschied von drei Systemtypen „entsprechen die derzeit wichtigsten Schwerpunkte soziologischer Forschung“ (1975: 10). Keine einzige dieser Perspektiven würde das Fach insgesamt hinreichend repräsentieren. Luhmann beschreibt und begründet damit einen Burgfrieden des Faches mit sich selbst, wie er im

letzten Drittel des 20. Jahrhunderts Konsens wurde. Insbesondere ließen sich sowohl Handlungs- als auch Systemtheorien, die ‚Theoriegroßmächte‘ dieser Zeit, problemlos auf Organisationen ausrichten: als ‚kollektive Akteure‘ bzw. als Paradefälle systemischer Sozialzusammenhänge. In gewisser Weise war eine Differenzierungstheorie für dieses Angebot prädestiniert: mit der Feststellung der Koexistenz des Unvereinbaren und der Annahme einer Leistungssteigerung durch Spezialisierung und wechselseitige Indifferenz. Wenn Luhmann schreibt, „die Systemtheorie relativiert und integriert diese verschiedenen Forschungszweige der Soziologie“ (1975: 10), so wies er aus einer makrosoziologischen Perspektive Interaktions- und Organisationsforschung einen je spezifischen Platz zu und ihre Alleinvertretungsansprüche zurück – das hieß natürlich auch: sich selbst zu (s. zu dieser Rhetorik: Krey 2011). Da schaffte jemand in einem Zuge Ordnung im Fach und sich selbst eine komfortable Sprecherposition.

Aber was ist mit der *Sachdimension* der Soziologie? Luhmanns Einziehen einer ‚dritten Etage‘ war ein Differenzierungsgewinn gegenüber der Mikro/Makro-Unterscheidung.⁴ Aber dieser Differenzierungsgewinn wurde von Luhmann nicht ausgeschöpft. Fokussiert man nicht primär theoriebautechnische Probleme (also Probleme begrifflicher Abgrenzung), sondern konfrontiert die empirische Variabilität sozialer Gebilde, kann Luhmanns Trias als *vollständige* Typologie nicht befriedigen. Sie erscheint schlicht unterkomplex. Oder kann eine „Konstruktion von nur drei Typen sozialer Systeme“ (Luhmann 1975: 20) wirklich Forschungsansätze schaffen, „die zur Komplexität der sozialen Wirklichkeit in einem adäquaten Verhältnis stehen“ (ibid.)? Zwischen Interaktionen und Gesellschaft nur Organisationen als dauerhafte Gebilde zu setzen, verkürzt die Variabilität sozialer Gebilde beträchtlich: Wie sollten sich Dyaden, Triaden, Gatherings, Gruppen, Verfahren, Netzwerke, Schwärme, soziale Bewegungen, Milieus, imaginierte Gemeinschaften, Öffentlichkeiten, Märkte usw. usf. ohne Subsumtionsakrobatik einer Dreiertypologie fügen?⁵

⁴ Insbesondere, wenn man diese Differenzierung auch noch quer gegen die Konkurrenz von funktionaler und stratifikatorischer stellt. Dies stärkte neben der politischen (Ungleichheit) und der theologischen (Zeitdiagnose) die systematische Seite der Soziologie (soziale Formen).

⁵ Luhmanns eigene vorsichtige Öffnung der Trias für soziale Bewegungen (gut zwanzig Jahre später in ‚Die Gesellschaft der Gesellschaft‘) erwog er nur gegen Bedenken hinsichtlich der „Theorieästhetik“ (1997: 847). Zu Grup-

Luhmann versuchte seine sparsame Typologie mit dem Kriterium einzuführen, wie sich Systeme bilden: unter den Bedingungen von Anwesenheit, Mitgliedschaft oder kommunikativer Erreichbarkeit. Diese Fokussierung von (exklusiven?) *Grenzbildungsprinzipien* könnte erklären, warum etwa Netzwerke oder imaginierte Gemeinschaften vernachlässigt wurden, denn gerade Grenzbildung lässt sich bei ihnen schwerlich festmachen: Diese Entitäten sind *nicht systemhaft* genug. Wenn Systemhaftigkeit aber leitend für die Auswahl war, dann ist auch verstehbar, wie stark Luhmanns Trias (entgegen seinen eigenen Erklärungen) implizit in Organisationen *zentriert* ist. Auffällig ist etwa, wo Luhmanns Setzungen empirische Variation vorsehen, wo also das Zentrum der Unterscheidungen liegt: Gesellschaft wird immer vollzogen, und zwar letztlich interaktiv. Interaktion und Gesellschaft sind damit ubiquitär, nur Organisationen bilden diskrete Phänomene. Die zentrale empirische Frage an die kleinsten Sozialsysteme ist damit, ob sie innerhalb oder außerhalb von Organisationen vorkommen: „privat oder dienstlich“? Darüber hinaus ist an Luhmanns Trias fragwürdig, wie die paarsekundigen Ereignisse von Interaktionen je ein echtes ‚Match‘ für einen Leistungsvergleich mit Organisationen abgeben sollten (den Gruppen und Gemeinschaften durchaus böten). In Luhmanns Aufsatz erscheinen Interaktionen beständig wie ‚defizitäre Organisationen‘.

Zu den Kosten dieser drastischen Reduktion des ‚Zwischenraums‘ von Interaktion und Gesellschaft auf Organisationen gehörte u. a. die Derthematisierung anderer Formen von Mitgliedschaften als formalisierte und rollenförmige: etwa die Zugehörigkeit zu Gruppen oder imaginierten Gemeinschaften. Die Fixierung auf Organisationen verallgemeinerte überdies die „Kontingenz der Mitgliedschaft“ (1975: 14), also den spezifischen Fall der frei gewählten und kündbaren Mitgliedschaft in Organisationen mit ihren „Möglichkeiten zum Abbrechen und Neueingehen sozialer Beziehungen“ (1975: 17). Die *nicht*-gewählten Mitgliedschaften – Goffmans diffuse Statuskategorien (Geschlechtszugehörigkeit, Ethni-

zität, Alter etc.), die durch kulturelle Kategorisierungsprozesse aufrechterhalten werden – tauchen nur mehr als ‚ständische Reste‘ auf.

Wie steht es darüber hinaus um die Relation der drei Ebenen? Und in welchem Raum sollen sie verortet sein? (Wo ist ‚oben‘?) Klar ist, wie gesagt, dass Luhmann von einer Komplexitäts*hierarchie* ausgeht (Tyrell 2008: 56), die die ‚kleineren‘ Systeme in den jeweils ‚größeren‘ enthalten sein und von den größeren „strukturelle Prämissen“ für kleinere ausgehen lässt (immerhin leben sie ja auch viel länger). Aber was ist mit den strukturellen Prämissen, die Interaktionen der Gesellschaft setzen? In Luhmanns evolutionistischer Sicht erscheinen Interaktionen in ihrer personenzentrierten Umständlichkeit abgehängt, wenn es um anonyme, raum- und zeitüberspannende Kommunikationsketten geht. Das ist wenig überzeugend. Zum einen, weil bestimmte Interaktionen fraglos starke Prämissen setzen. Goffmans ‚Schlüsselsituationen‘ oder Mouzelis ‚Makro-Interaktionen‘ (1991) machen darauf aufmerksam, dass sich Interaktionen nicht einfach zu gesellschaftlich folgenloser ‚Geselligkeit‘ verharmlosen lassen (s. auch Heintz in diesem Band). Zum anderen ist zu fragen, ob die Gesellschaft bestimmte Merkmale ihrer täglichen Milliarden von Interaktionen vielleicht gar nicht abhängen (oder in der Intimkommunikation parzellieren) kann, sondern vielmehr so dauerhaft ‚mitschleppt‘ wie Simmel (1908) meinte, dass die menschliche Sinnesausstattung gesellschaftliche Strukturen präformiere. Darauf wird zurückzukommen sein.

Ziehen wir ein Fazit: Organisationen spielen zweifellos für die Entwicklung und mehr noch in der handlungsorientierten *Selbstbeschreibung* jener Gesellschaft, die sich als ‚modern‘ begreifen möchte, eine herausragende Rolle. Aber zwischen dem kleinsten und dem größten sozialen System, Interaktion und Gesellschaft, nur mehr sie zu sehen, ist eine grobschlächlige Verkürzung der Spezies des Sozialen, die überdies heute auch in der Sozialdimension nicht mehr alle wesentlichen Forschungsgebiete der Soziologie abdecken kann. Darüber hinaus verschlimmbessert die Unterscheidung von drei Typen von Sozialsystemen, die sich auf unterschiedlichen Ebenen bilden, den alten Dualismus: Mikro/Makro ist nur ein *analytisches* Schema, das variabel gefüllt und relativistisch eingesetzt werden kann. (Eine Gruppe etwa kann sowohl ein Makro- als auch ein Mikrogebilde sein). Die Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft ist dagegen eine **substantielle Unterscheidung von Entitäten**, die

pen s. Tyrell (1983), zu Netzwerken Bommers & Tacke (2010), zu Schwärmen Horn/Gisi (2010). Die ‚Lücke‘ der Gruppe ist schon in Luhmanns Aufsatz von 1975 offenkundig: Ein Mittagessen in einer Familie sei ein Interaktionssystem, „nicht die Familie selbst“ – und was wäre dann diese? In Stammesgesellschaften seien Interaktion, Organisation und Gesellschaft „nahezu identisch“ – aber inwiefern sind solche Gesellschaften dann mehr als eine Interaktion?

gegenüber der Vielfalt sozialer Gebilde verarmend wirkt. Luhmanns späte und zögernde Öffnung des triadischen Schemas für soziale Bewegungen ändert daran nichts. Man mag dies bedauern, aber man kann auch die Tatsache, dass Luhmann das Schema nicht ernsthaft weiter verfolgte (Tyrell 2008: 71), als Hinweis nehmen, dass er selbst es für klüger hielt, die Identifizierung sozialer Gebilde im Hinblick auf ihre Emergenzniveaus genauso *offen* zu lassen wie er dies (anders als Parsons) für die Entstehung bzw. Identifizierung von Funktionssystemen zuließ.

2.3 Auflösungen des Dualismus

Goffman wie Luhmann lassen in ihren Beiträgen die je andere Seite weitgehend in einer Black Box verschwinden. Goffman ließ die ‚Sozialstruktur‘ (anders als ethnomethodologische Autoren) völlig untangiert, Luhmann konnte seine Gesellschaftstheorie mit Interaktionen arrangieren, solange diese nur (ganz in Übereinstimmung mit Goffman) als relativ ‚autonome Sphäre‘ parzelliert blieben. Die ‚Spätklassiker‘ setzten beide auf eine unabhängige Koexistenz von Ebenen. In der Folgezeit wurden, folgt man erneut den Kategorien von Barnes (2001), drei Gegenpositionen zu diesem emergentistischen Konsens entwickelt, die den Mikro/Makro-Dualismus anders auffassen und tendenziell aufzulösen beginnen: pragmatische Vermittlungspositionen (1), ethnomethodologische Reduktionsversuche (2) und konstruktivistische Auflösungen (3).

(1) Pragmatische Positionen konzedieren Mikro- wie Makro-Beschreibungen ihre Meriten und plädieren für empirische Neugier auf jeder Emergenzebene. Ein heimisches Beispiel für diese Haltung ist Bettina Heintz (2004), die den Konflikt empirisch auflösen will: Welche Anforderungen stellen soziale Phänomene fallweise an soziologische Theorien? Dabei nimmt sie statt zweier Ebenen eher ein Kontinuum der Institutionalisierung an, für das unterschiedliche theoretische Beschreibungssprachen ihre Vor- und Nachteile haben.

(2) Im Gegensatz zu Goffmans moderater Haltung gab es eine ganze Reihe von Versuchen im Umkreis der Ethnomethodologie, Makrosozialität mikrosoziologisch zu rekonstruieren, nämlich situationistischen Prämissen zu subsumieren – gewissermaßen komplementär zu Luhmanns Platzanweisung für Interaktionen im Rahmen der Systemtheorie. Leitend ist dabei ein wissenssoziologischer Ansatz, der Teilnehmer-Überzeugungen von sozialen Strukturen als ‚ethno-soziologische‘ Deutungsmuster ihrer Praktiken

betrachtet. Die vermeintliche Makro-Ebene sei eine Ordnung der summarischen Repräsentation (Knorr 1988), mit der sich Situationen selbst einbetten und Handelnde sich orientieren. Makrophänomene werden als Kontexte begriffen, die in der Interaktion erst als solche aufgerufen, entworfen und aktualisiert werden müssen. Es sind also kommunikative Verweise aus der Situation heraus, mit denen sich Situationen selbst transzendieren. Greifen wir aus den zahlreichen Versuchen (Cicourel 1981; Knorr 1988; Hilbert 1990; Coulter 1996; Schegloff 1997) nur den von Jeff Coulter (1996) heraus. Er fragt unter Berufung auf Max Weber, in welchem Sinne es überhaupt Makrophänomene ‚gibt‘, worin also die *Empirizität* der Konzepte liegen könnte, die Makroobjekte bezeichnen. Makrophänomene seien kein omnirelevanter Kontext allen Handelns, sie seien als Teil unserer Kosmologie aber auch mehr als bloße Abstraktionen oder Reifikationen: Wenn Äußerungen in bestimmter Form, durch bestimmte Personen, bei bestimmten Gelegenheiten getan werden, „*instanzieren*“ sie Makrophänomene (d. h. sie realisieren sie situativ und konkret als Fall von X). Ein Staat z. B. braucht nicht nur Selbstveranschaulichungen in einer Hauptstadt und in einem ihn verkörpernden Staatsoberhaupt, er wird auch in bestimmten Sprechhandlungen verlebendigt, die ihn situativ vollziehen. In diesen Praktiken, in denen jemand als Verkörperung einer Institution spricht, treten ‚die USA‘ oder ‚die katholische Kirche‘ in Erscheinung. Und nur solche Handlungen, die mit spezifischen Mitgliedschaften verbunden sind, machen Makrophänomene *okkasionell* relevant. Diese sind nicht ein Kontext für alles, was geschieht, sondern sind zu bestimmten Gelegenheiten eingelassen in Alltagspraktiken. Sie sind damit weder fiktiv (Reifikationen), noch omnirelevant. Coulter gesteht Makrophänomenen also einerseits empirische Substanz zu – sie sind als Praktiken beobachtbar – beschränkt aber andererseits ihre Relevanz auf spezifische Gelegenheiten. Der Staat ist nicht nur eine falsche Abstraktion, er existiert in bestimmten Handlungen bestimmter Personen, die eine Institution verkörpern. In Coulters radikalem Emergentismus sind Makrophänomene nicht nur okkasioneller *Konkretion* bedürftig (so Goffman im Anschluss an Durkheim), es *sind* okkasionelle Ereignisse. Wenn sie nicht situativ aktiviert werden, verharren sie quasi in einem Stand-By-Modus. Anstelle einer ‚Ebene oberhalb‘ der Situation könnte man bei Coulter eher an ein ‚Off‘ denken, aus dem Makrokreaturen hervorgeholt werden.

(3) In den ethnomethodologischen Beiträgen ist eine wissenssoziologische Auflösung des Dualismus bereits angedacht, man kann sie aber noch konsequenter konstruktivistisch verfolgen, indem man fragt, wie das Klassifikationsschema Mikro/Makro im Theoretisieren der Leute verwendet wird (Barnes 2001: 342). Für diese Perspektive spricht schon der von Collins dargestellte Umstand, dass Mikro- und Makrophänomene nur analytische Ausschnitte aus einem raum-zeitlichen Kontinuum des Sozialen bilden, vor allem aus einem *zeitlichen* Kontinuum des ‚Kurz- und ‚Langlebigen‘. Auf dieser Basis gibt es natürlich eine Relativität von Größenordnungen: Eine Familie etwa ist für die Konversationsanalyse eines Tischgesprächs ein Makrokosmos, für die Untersuchung sozialpolitischer Problemlagen ein Mikrophänomen. Barnes Beispiel für den konstruktivistischen Ansatz sind frühe Beiträge von Callon (1986) und Callon / Latour (1981), die den Akteuren folgen und in ihren Netzwerken und Definitionen sowohl Makro- als auch Mikroobjekte entstehen sehen. Diese können nicht soziologisch vorab in ihrer Größenordnung klassifiziert werden, weil die Akteure selbst sehr viel Energie darauf verwenden, die relative Größenordnung aller Beteiligten zu modifizieren. Sie verändern selbst die Maßstäbe, etwa durch ein politisches *Enrollement* von Mitstreitern, das eine Agency akkumuliert, mit der sich ein Makro-Akteur (z. B. ein Unternehmen), ereignishaft realisieren kann (hier gibt es eine Affinität zu Coulter; s. a. Abschnitt 3.2). Barnes hält diese Beiträge von Callon/Latour für mikrosoziologisch voreingenommen: Sie feierten individuelle Agency, eine Praxis-Fiktion für die Zuschreibung von Verantwortung gerade in der modernen Gesellschaft.

Einen makrosoziologisch gepolten Konstruktivismus vertritt dagegen Fuchs (2001). Er kritisiert den Mikro/Makro-Dualismus als Reifikation und nimmt, angelehnt an Luhmann, eine attributions-theoretische Perspektive der Konstruktion zweiter Ordnung ein: *Agency* wird als Beobachterschema ‚Interpretation‘, *Structure* als Beobachterschema ‚Erklärung‘ aufgefasst, d. h. als Element von Sinnstiftungsaktivitäten (Rahmungen). Der Rückgriff auf diese Schemata variiert mit einigen Parametern von sozialen Beziehungen: Agency werde zugeschrieben, wenn die Fallzahlen klein und die soziale Distanz gering sind und der Beobachter eine intentionalistische Haltung einnimmt. Intimbeziehungen verlangen zum Beispiel nach dem Verstehen von Individuen, Bürokratien dagegen nach der Erklärung von Fällen (2001: 32).

Pragmatische, ethnomethodologische und konstruktivistische Annäherungen vermeiden erfolgreich einige Frontstellungen der Mikro/Makro-Kontroverse, bleiben aber mit bestimmten Prämissen auch in deren Bann. Sie werfen die Frage auf, ob das Problem des Zusammenhangs ‚kleiner‘ und ‚großer‘ Bausteine des Sozialen überhaupt eine gut gestellte Frage war.

3. Intersituativität: Die materiale Verknüpfung von Situationen

Der im Folgenden darzustellende Umschwung besteht aus einer Wendung der Frage nach der theoretischen Verbindung von Mikro und Makro in die nach der *medialen und materialen Verbindung von Situationen*. Diese Frage überträgt die Idee der ‚losen Kopplung‘ vom Verhältnis zweier ‚Ebenen‘ (wie bei Goffman und Luhmann) auf die ‚Fläche‘ des Situierens. Innerhalb der Mikrosoziologie impliziert dies, Situationen nicht mehr in einer Text/Kontext-Relation zu sehen und zu fragen, in was sie ‚enthalten‘ sind oder welchen Kontext sie entwerfen. Das Andere der Situation ist nur ein ‚Kontext‘, solange man es aus Sicht einer Situation (dem fokussierten ‚Text‘) betrachtet. *Dezentriert* man diese Perspektive, besteht dieses Andere aus anderen Situationen vor, neben und nach der jeweils fokussierten. Wenn man (wie schon Goffmans Schlüsselsituationen nahelegen) soziologisch ernst nimmt, welche Position in Verfahren, in Organisationen, in historischen Phasen usw. eine konkrete Interaktion hat, dann tritt die *Historizität und Nachbarschaftlichkeit von Situationen* in den Vordergrund. In der Geschichte der Mikrosoziologie kommt es so nach Alfred Schütz‘ Problematisierung der *Intersubjektivität* – einer prekären Korrespondenz von Bewusstseinszuständen – und nach Goffmans und Garfinkels Untersuchungen der *Interaktivität* – der beobachtbaren syntaktischen Beziehungen zwischen Handlungszügen – zur Thematisierung der *Intersituativität*: des Nexus von Situationen.⁶

Dieser Schwenk impliziert auf der einen Seite eine Herausforderung des mikrosoziologischen Situationismus, auf der anderen eine noch stärkere Distanzierung von theoretischen Prämissen Luhmanns. Dieser hatte Interaktionen seiner Kommunikations-

⁶ Eine frühe Variante dieses Denkstils ist Collins (1981) Idee von der Verkettung von Interaktionsritualen, dem allerdings sowohl Mikroreduktionismus (Heintz 2004) als auch eine mangelhafte Spezifikation des Nexus (Mouzley 1991) vorgeworfen wurde.

theorie als „Kommunikation unter Anwesenden“ eingefügt (s. a. Kieserling 1999). Dafür spricht zum einen, dass Interaktionen natürlich nur einen Ausschnitt des kommunikativen Geschehens darstellen, zum anderen dass sie gerade kommunikativ äußerst leistungsfähig sind. In der Beschränktheit sozialer Situationen wird Interaktivität im elementaren Sinne des Feedbacks gesteigert: Ein einfaches Tun wird in der Anpassung an Objekte modifiziert, die Mimik, die Ego nicht sieht, wird von Alter gespiegelt, die Stimme kann moduliert und geführt werden, weil Ego sie zugleich hört. In der Totalität der Sinnlichkeit bei der Begegnung zweier körperlicher ‚displays‘ (Goffman) findet eine gewaltige Verdichtung von Kommunikation im Hinblick auf ihre Modalitäten und ihr Rückkopplungstempo (Wechselwirkung) statt.

Zur vollen Anerkennung kommt dieses besondere Potenzial von Interaktionen freilich erst bei einem weiteren Kommunikationsbegriff, der nicht wie der Luhmann'sche auf *Mitteilungs-handeln* (als erste Selektion) fokussiert, sondern auch und gerade die ungesteuert verstreuten Zeichen der visuellen Kommunikation ins Zentrum stellt (Hirschauer 2015). Mit diesem weiteren (und diffuseren) Kommunikationsbegriff, wie ihn Goffman seinen Arbeiten zu Grunde legte, steigt die Bedeutung des Körpers in der Kommunikation. Damit ist auch eine Neubetrachtung sprachlicher Akte als Handlungszüge verbunden (Goffman 1978), die den verbalen Austausch mit Interaktionen vergleichbar macht, die gar nicht primär kommunikativ sind, sondern *produktiv*. Interaktivität meint responsive Beziehungen zwischen *Aktivitäten*. Und viele Interaktionen sind körperliche Koproduktionen (*joint activities*), etwa Sexualakte, sportliche, musikalische und handwerkliche Kooperationen. „Kommunikation im engeren Sinne“ (Goffman 1963) ist hier bloße Begleitmelodie eines ganz anders gerahmten Geschehens, ist nur ein Teilaspekt von Interaktionen.

Über den materiellen ‚Output‘ von Interaktionen hinaus ist für deren Ablauf aber auch das materielle Setting von Bedeutung, die *Situation*, in der eine Interaktion stattfindet. Sie hat ein Eigengewicht, bei dem zur humanen Materialität (zum Körper) auch noch die nicht-humane Materialität der vorhandenen Artefakte hinzukommt. Der *Situiertheit* von Interaktionen ausgesetzt zu sein, heißt, dass man Schauplätze von Ereignissen, zuhandene Artefakte, Körper, die sich bemerkbar machen, Personen, die zur Stelle sind und Vorstellungen, die sich aufdrängen, alle nutzen kann, um den indexikalen Sinn

von Kommunikationen zu fixieren. Körper und Artefakte gehören immer schon Situationen an, in denen sie die materielle Infrastruktur für Interaktionsprozesse bilden. Eine solche Berücksichtigung von Materialitäten ist unter den Prämissen einer allgemeinen Systemtheorie, die die Soziologie auf Kommunikation festlegt, ausgeschlossen.

Zu dieser ‚Materialisierung‘ hinzu kommt eine Problematisierung des Konzepts der *Anwesenheit* wie sie Luhmann bei seiner Verkürzung von Interaktionen als ‚Kommunikation unter Anwesenden‘ impliziert. Bei Goffman (an den Luhmann anschließt) hat Anwesenheit wie oben dargestellt zwei Aspekte: 1. eine *physische Kopräsenz*, die visuelle Verfügbarkeit und Ausgesetztheit, aber auch taktile (An)Greifbarkeit von Körpern meint, 2. eine *reziproke Wahrnehmung*, die diese Kopräsenz bedeutsam macht. Exemplarisch hier der Blickkontakt in der perfekten Gleichzeitigkeit, in der Wissensstände in ihm zusammenschließen: Ich sehe am und im Blick des Anderen, dass er jetzt sieht, dass ich ihn sehe, was natürlich *nicht* dasselbe ist, was er sieht (er mich, ich ihn). Aber dass wir *uns uns sehen sehen*, ist identisch. Beide Autoren, die ich im Folgenden exemplarisch als Theoretiker von Intersituativität diskutiere, begnügen sich damit nicht mehr. Sie sind mit einer ‚anderen Anwesenheit‘ befasst: von nicht greifbaren Menschen in Telepräsenz, von greifbaren Dingen als Handlungen Abwesender.

3.1 Der Situationsbegriff im Zeitalter der Teleinteraktion

Die erste Herausforderung der klassischen Mikrosoziologie geht von den Technologien der Telekommunikation aus. Exemplarisch seien hier Arbeiten von Karin Knorr Cetina diskutiert, die entsprechende theoretische Konsequenzen fordert. In einer Reihe von Untersuchungen zu Finanzmärkten hat sie in den letzten Jahren (Knorr 2003, 2009, Knorr / Bruegger 2002) eine These zu „globalen Mikrostrukturen“ formuliert, die den Mikro / Makro-Dualismus durch zwei komplementäre Stoßrichtungen aufzulösen versucht: durch die Feststellung, dass Globalisierung wesentlich aus Interaktionszusammenhängen besteht, deren Gestalt jedoch umgekehrt auch Prämissen der Mikrosoziologie grundsätzlich tangiert. Globale Konfigurationen bestehen, so Knorr, nicht primär aus einer territorialen Ausdehnung von Lokaliäten, sie überspannen vor allem Zeitzonen. Dabei basieren sie auf einer Konnektivität zwischen exklusiven Orten auf dem Globus, die globale Reichweite

mit mikrostrukturellen Mechanismen verbindet. Sie brauchen nicht notwendig Expansionen institutioneller Komplexität. Die Finanzmärkte etwa operieren zu schnell, um in Institutionen eingeschlossen werden zu können, sie rekurren auf die Unberechenbarkeit und das Spielerische von Interaktionsmustern, von „response-presence based social forms“ (Knorr/Bruegger 2002), zusammengehalten durch Informationstechnologien, durch die die Interaktionen fließen.

Die Weltgesellschaft werde damit wesentlich durch Phänomene hergestellt, die nicht Eigenschaften von komplexen Organisationen haben: kleine soziale Formen in ‚Leichtbauweise‘, die ihre Effektivität nicht weberianisch gewinnen – durch klare Hierarchien und transparente Strukturen in einem rationalen Zweckverband –, sondern durch den deregulierten Gebrauch von Technik, Medien, Outsourcing und flexibler Selbststeuerung. Ein weiteres Beispiel ist Al Quaida (Knorr Cetina 2005): adressierbare ‚Schläfer‘ statt erfasster Mitglieder, ersetzbare und selbstständig operierende ‚Zellen‘ statt zentral gesteuerter Abteilungen, und den Moment nutzende Aktionen, die nicht die Medienhäuser beherrschen (wie Berlusconi), aber die Nachrichten. Die Verbreitungsgeschwindigkeit von Information ist wichtiger als die Frage der Größe von Entitäten. Entscheidend für die Entfaltung globaler Mikrostrukturen sind dabei die neuen Möglichkeiten der Telekommunikation: Schon bei einem knappen elektronischen Austausch zwischen New York und Singapur werden die drei Makrovariablen, die Collins identifizierte, – Zeit, Zahl und geografische Reichweite – *entkoppelt*. Die Inkongruenz dieser Variablen (z. B. kurze Zeit, große Distanz, kleine Teilnehmerzahl) dekomponiert den Mikro/Makro-Dualismus auf denkbar einfache Weise.

Die Mikrosoziologie Goffmans und der Ethnomethodologie sieht Knorr Cetina dadurch in drei ihrer Prämissen herausgefordert: 1. dass die Grundeinheit der Interaktionsordnung physische Settings sind und nach *physischer Kopräsenz* verlangen; 2. dass Interaktionen primär auf *territoriale* Bezogenheit aufeinander gründen, gleichrangig neben diese Kopräsenz trete die *Gleichzeitigkeit*, Goffmans Reaktionspräsenz; 3. und dass es (im Sinne von Goffman und Luhmann) einen Graben zwischen Interaktionen und Makrostrukturen gebe, dass nämlich weder Interaktion unter Sozialstruktur *subsumierbar* noch umgekehrt soziale Strukturen aus Interaktionen *aggregierbar* seien. Der alte Anspruch der Mikrosoziologie auf eine relativ autonome Sphäre des Subjektiv-

passse nicht mehr in eine Welt, in der Interaktionen lokal ‚disembedded‘ werden, in der *space* von *place* (Räume von Orten) getrennt werden (Giddens 1990: 18) und spezifische Situationen Menschen auf verschiedenen Kontinenten verbinden. Basis der Globalisierung ist eben die Aufhebung der Situationsgrenzen, der Differenz von hier und dort.

Knorr nennt diese spezifischen Situationen „*synthetische*“. Das sind informationell ‚aufgerüstete‘ Umgebungen, in denen elektronisch vermittelte Bildschirmdaten physischen Situationen informationelle Tiefe und neue Reaktionsanforderungen hinzufügen, weil sich Teilnehmer hier in der Reaktionspräsenz von Anderen befinden, ohne ihnen räumlich nah zu sein (2009: 69). Die Kommunikationsmedien in Finanzmärkten fügen sich in natürliche Situationen als ‚skopische Systeme‘ ein, als Sehinstrumente, die weltweit erzeugte Informationen auf einem Bildschirm versammeln und anordnen, so dass sie zugleich ‚den Markt‘ und die Transaktionen ihrer Betrachter spiegeln. Dieser Markt wird auf dem Bildschirm als ein referenzielles Ganzes refiguriert, mit dem man umgehen kann und in dem man sich bewegt. Trader in Reaktionspräsenz befinden sich also in einer Aufmerksamkeit absorbierenden synthetischen Situation im Vordergrund und einer ‚organischen‘ Situation im Hintergrund.

Während letztere in einer langfristig gewachsenen materiellen Umwelt stattfindet (Bauten, Städte, Landschaften), die wir selbstverständlich hinnehmen können, sind synthetische Situationen ein *informationelles* Kompositum, das an vielen Orten der Welt zusammengestellt und laufend aktualisiert wird und sich unter den Handlungen der Bildschirmbetrachter verändert. Das *temporalisiert* diese Situationen zugleich, es macht sie ontologisch fluide. Informationelle Umgebungen sind viel vergänglicher als materielle. Trader handeln in einem sich ständig verändernden Feld: Das Setting ist hier nicht eine stabile materielle Umwelt, sondern, so Knorr, wie ein Teppich, der gleichzeitig gewebt, ausgerollt und aufgelöst wird. Begegnungen in Reaktionspräsenz finden denn auch nicht an einem Ort, sondern in der Zeit statt. Die Koordination von Handlungen verlangt ein kontinuierliches Verfolgen des Geschehens, was durch die Fluidität der Situation gesteigert wird. Synthetische Situationen „demand more monitoring“ (2009: 74), eine Intensivierung von Aufmerksamkeit, nämlich nicht nur mentale Konzentration, sondern auch eine körperliche, präreflexive ‚Sprungbereitschaft‘. In Bezug auf Flüche und Gesten, die Marktereignisse verkörpern, schreibt

Knorr: „Partial re-enactments and simulations of referent objects would seem to be called for particularly when the referent is remote, abstract, and synthetic“ (2009: 79).

In Knorrs empirischem Fall und in ihren begrifflichen Vorschlägen sind m.E. sechs verschiedene Aspekte amalgamiert, die den Situationsbegriff tatsächlich herausfordern (1. bis 3.), aber auch überfordern (4. und 5.), und in einer Hinsicht verfehlen (6.):

1. Die erhebliche *Medienvermitteltheit* des Erlebens und des Wissens, d.h. die Normalität der *Koexistenz* von „natürlichen“ und „synthetischen“ Situationen. Goffman hatte schon die kulturellen Wissensressourcen, die sozialisierte Teilnehmer in Situationen einbringen, als situationstranszendierende Elemente aufgefasst. Knorr Cetina verweist darüber hinaus auf die wachsenden Wissensressourcen, die zusätzlich über Medien in eine Situation einfließen – hier ganz in Übereinstimmung mit Luhmanns Feststellung (1997: 826), dass das Wissen von der Gesellschaft heute primär aus den Massenmedien stammt. Der interaktiv verfügbare Erfahrungsausschnitt ist nur noch ein Bruchteil des in Schrift- und Bildmedien verfügbaren Wissens. Umgekehrt steigern Medien das *situativ* verfügbare Wissen beträchtlich.

Zugleich enthalten Luhmanns wie Goffmans Arbeiten hier technikhistorisch überholte Prämissen. Goffmans Annahme, dass wir den größten Teil des Tages face to face verbringen, widerspricht Knorr Cetina mit dem einfachen empirischen Hinweis, dass die meiste soziale Zeit heute *face to screen* verbracht wird. Luhmann wiederum dachte bei der Steigerung von Reichweiten primär an *symbolisch* generalisierte Kommunikationsmedien, vor allem an Schrift und Geld, nicht aber daran, dass die neuen *materialen* Kommunikationsmedien auch die Reichweite von *Interaktionen* steigern. Sie erlauben *Teleinteraktion*.

Das Besondere an den *Bildmedien* ist dabei das Potenzial der Steuerung visueller Massenaufmerksamkeit. Knorr Cetina (2005: 224) grenzt dies von der Leistung von Netzwerken ab, die auf bilateraler Kommunikation, meist sprachlichem Austausch, beruhen: Wenn alle gleichzeitig das Gleiche *sehen*, braucht es keine Zirkulation. Wie in einer körperlich geteilten Situation (und viel unmittelbarer als sprachliche Verweisungen) bringen Bildmedien das Ferne nah. Sie simulieren Kopräsenz, fordern Aufmerksamkeit und üben über unsere informationelle Teilhabe einen gewissen Partizipationszwang an fernen Geschehnissen aus. So kann schon eine Karikatur in

einer dänischen Zeitung Massendemonstrationen in Kairo evozieren. Bilder haben auch aus Gründen der leichteren Verstehbarkeit die Reichweite von Interkontinentalraketen. Sie verschaffen mit hoher Verbreitungsgeschwindigkeit lokalen Ereignissen exponentielle Wirkungen.

2. Die *Pluralisierung von Situationen* durch Teleinteraktion. Knorrs Stilisierung medienvermittelter Interaktion zu einem besonderen Situationstypus verdeckt eine tiefere Herausforderung des Situationismus durch die Telekommunikationstechniken: dass die mediale Verbindung zweier Teilnehmer nicht nur die Situationen verbindet, der sie qua Körper angehören, sondern zugleich eine neue (ortlose) Situation eröffnet. Schon eine ältere und simple Technologie sorgte für Teleinteraktivität: das Telefon. Ein Telefonierender befindet sich in *drei* Situationen: körperlich hier (wo Ablenkungen drohen), akustisch am Rande dort beim Gesprächspartner (wo man Hintergrundgeräusche hört), interaktiv im ortlosen Raum des Telefonats. Es bildet eine Art Schnittmenge und bekommt den Fokus der beiden Teilnehmer, die sich selektiv absentieren und ‚präsentieren‘.⁷ Ein Telefonat multipliziert also Situationen und stiftet in jeder von ihnen subjektiv *erfahrbare* Intersituativität. Entscheidend daran ist nicht das „Synthetische“, sondern das Nebeneinander und Ineinander mehrerer Situationen. Der Fall des Trading potenziert nur diese Konstellation.⁸

3. Die *Komplizierung von Anwesenheit*. Die Teleinteraktion stellt einen Begriff der Anwesenheit infrage, bei dem Goffman und Luhmann recht ähnliche Intuitionen hatten: nämlich als Form der Inklusion in ein *Kollektiv*, eine *Situationsmitgliedschaft*, die man

⁷ Einen analogen Effekt hat der MP3-Player als avancierte Absentierungstechnologie, die die Empfangsbereitschaft in urbanen Räumen drosselt. Hier werden die Kommunikationskanäle gegenläufig zum Telefon entkoppelt: Man bleibt akustisch ganz privat und visuell verbunden – jedenfalls soweit dies zum Vermeiden von Kollisionen und zum Gewährwerden von Leuten, für die man die Ohren evtl. entstöpseln (den Hörer abheben) würde, noch nötig ist. Auch hier kann man nicht ohne Weiteres von nur einer Situation sprechen.

⁸ Natürlich sind die Informationsmengen und -quellen auf dem Bildschirm eines Brokers ungleich vielfältiger als in einem Telefonat, aber dafür ist seine physische Interaktionssituation immerhin noch stabil – anders als bei Mobiltelefonen und Laptops, die es erlauben, auch bei Eigenbeweglichkeit noch in andere Situationen hineinzuschauen und zu –hören. Schegloff (2002) spricht von einer „intersection of worlds“, also einer „zwischenweltlichen“ Lage.

hat oder nicht hat.⁹ Unter den Bedingungen der Teleinteraktion scheint es mir aber angemessener, Anwesenheit anders zu fassen: als einen *konnektiven Mechanismus* der *steigerbaren Involvierung* von Personen in soziale Prozesse. Dies hat drei Aspekte, die über die beiden von Goffman herauspräparierten (körperliches Ausgesetztsein und reziproke Wahrnehmung) hinausgehen: *Erstens* die physische *Erreichbarkeit*, die Personen als *Inhaber von Sinnesorganen* involviert. Diese Verfügbarkeit Anderer als kommunikative Adresse liegt noch vor der wechselseitigen Wahrnehmung, einfache Wahrnehmbarkeit – die Ortung kommunikativer Adressen – reicht: Andere sind auf Sicht- oder Hörweite oder ‚am Apparat‘, wenn sie sich ‚melden‘. Die Kommunikationstechniken haben einerseits diese Erreichbarkeit und Verfügbarkeit erheblich gesteigert. Dies erleichtert es beträchtlich, in *Kontakt* zu bleiben, also soziale Beziehungen in einem minimalistischen Stand-by zu halten. Andererseits sind viele dieser Medien mit einer Verunsicherung der Rezeptionserwartung verbunden. Man kennt diese Verunsicherung schon vom Prototyp der Telekommunikation, dem Gebet: der hoffnungsvollen Erweiterung der Leistung der Sprache, Abwesendes zu *bezeichnen*, auf die Versuche, unerreichbare Abwesende auch zu *adressieren*. Die Ungewissheit über den Adressaten, über die Rezeption, über die Akzeptanz und über den Zeitpunkt eines evtl. Response, die es beim Beten gibt, setzte sich historisch über das Schreiben und Publizieren bis hin zum Mailen, Bloggen, Twittern und Chatten fort. Bleibt die Kommunikation einseitig und läuft ins Leere oder ‚trifft‘ sie jemanden an?

Zweitens ist Anwesenheit (wie schon Goffman wusste) *steigerbare Präsenz* (s. a. Kieserling 1999: 64 ff.). Der Grad der *Involvierung von Aufmerksamkeit* (und der Grad der gemeinsamen Fokussierung) ist eine empirische Frage. In sozialen Situationen kann man nur schwach präsente Teilnehmer, die ‚mentale Absenz‘ vom Geschehen signalisieren und sich visuell aus der wechselseitigen Wahrnehmung ausklinken, als Anwesende zwar nicht ganz übersehen (sie sind vorhanden), aber vernachlässigen. Mit anderen muss man evtl. als Zuschauer, Lauscher oder Leuten in Hörweite rechnen (Goffman

1981). Ein voll präsenter Interaktionsteilnehmer ist dagegen ein gänzlich orientierter, reaktionsschnell-geistesgegenwärtiger Mitspieler auf der Höhe des situativen Geschehens (etwa als Mannschaftskamerad, in einem Operationsteam oder beim Kartenspiel). Erst auf dieser Basis kann fokussierte Interaktion gelingen, also die Ausrichtung der füreinander gewonnenen und ‚vereinten‘ Aufmerksamkeit auf eine Sache. Schon das Telefon bietet hier wie gesagt neue Möglichkeiten der Präsenzminimierung (man geht zwar ‚dran‘, ist aber nicht ‚dabei‘).

Drittens gibt es neben der kommunikativen Anwesenheit (der Erreichbarkeit) und der mentalen und verhaltensmäßigen (der interaktiven Präsenz) noch eine *relationale Präsenz*, eine sozial signifikante Anwesenheit. Es ist eine Frage der Beziehungsintensität, ob und in welchem Maße und Sinne jemand für einen anderen anwesend ist. Man kann hier Personen, Personal und Leute unterscheiden. Leute sind insignifikante Anwesende, die man nur nach sozialen Kategorien (Goffmans Statusgruppen) klassifiziert (sie sind wie Unpersonen nicht sehr verschieden von dinglichen oder animalischen Objekten); Personal sind Anwesende, die man als bloße Rollenträger behandeln kann (etwa in Dienstleistungsinteraktionen); auf die Anwesenheit von Personen muss man dagegen nicht nur zwingend und spezifisch reagieren, man muss sogar an deren Steigerung mitarbeiten (man muss sie sich ‚präsentieren‘ lassen). Goffman wies in diesem Zusammenhang auf die große Bedeutung von *Bekanntschaft* hin, eine soziale Institution zur Erzwungung wechselseitiger Aufmerksamkeit. In ihrer Minimalform (oder in ihrem operativen Vollzug) ist Bekanntschaft die beidseitige Anerkennung wechselseitigen (Er)Kennens. Sie kommt zustande, wenn die reziproke Wahrnehmung in einer Erinnerung arretiert und wir uns uns *uns* sehen sehen (wenn wir uns also im reziproken Wiedererkennen als ein ‚Wir‘ identifizieren). Bekannte sind individualisierte Andere, die viel Aufmerksamkeit verlangen: Sie werden beschädigt, wenn man sie nicht grüßt und sich nicht nach ihnen erkundigt. Denn dieser konnektive Mechanismus involviert die *Personalität* von Interaktionsteilnehmern.

Alle drei konnektiven Mechanismen bestimmen Interaktionsverläufe erheblich, sie determinieren, in welchem Sinne ein Anderer für jemanden ‚da‘ ist: mit minimaler Reaktionserwartung adressierbar („Ist da wer?“), mit gesteigerter Reaktionserwartung belastbar („Ist er *dabei*?“) und seinerseits mit eigenen interaktionsgeschichtlichen Reaktionserwartungen *erinnerungspflichtig gegenwärtig* („*Wer* ist da?“).

⁹ Goffman explizit: „More than to any family or club, more than to any class or sex, more than to any nation, the individual belongs to gatherings“. (Goffman 1963: 248) Luhmann spricht von Mitgliedschaft zwar nur in Bezug auf Organisationen, aber Anwesenheit ist, wenn sie als „Grenzbildungsmechanismus“ theoretisch beansprucht wird, ebenso diskret.

Die Telekommunikationstechniken verändern (je verschieden) all diese Parameter im allgemeinen so, dass sie Erreichbarkeit auf Kosten von interaktiver und sozialer Präsenz steigern. Es kommt zu einer *Ausdünnung* der reichweitengesteigerten Kommunikation: höhere Kontaktfrequenz bei abnehmender Kontaktdichte. Insofern muss man knapp 150 Jahre nach Erfindung des Telefons nicht mehr feststellen, dass bloße physische Kopräsenz für Interaktion und auch für ‚Präsenz‘ nicht *notwendig* ist, systematisch auszuloten bleibt vielmehr, wofür diese Kopräsenz überhaupt jeweils *hinreichend* ist.

4. Die *neue Bedeutung der Zeit* in Teleinteraktionen. Wenn schon bei physischer Kopräsenz die Reaktionsgeschwindigkeit der Anwesenden bestimmend für ihre *Präsenz* ist, so ist sie unter den Bedingungen der Telekommunikation zu einer zentralen Variable der *Interaktivität* von Kommunikation geworden. Bei dieser ‚Responsivität‘ von Kommunikation geht es einerseits um Antwortervorstellung, andererseits um Reaktionsbereitschaft. Ob eine Kommunikation noch Interaktion bleibt, ist eine Frage ihrer *Pausentoleranz* – ob bei Briefwechseln, bei Nachrichten auf Anrufbeantwortern, bei unerwiderten Mails oder SMS.

Längere Interaktionspausen (wie bei den Transaktionen des Trading) gibt es bei allen Formen des Austauschs, an denen Schrift beteiligt ist: Briefwechsel, Leserbriefe, wissenschaftliche Repliken etc.. Die Schrift desynchronisiert Kommunikation (so Luhmann), ob sie sie aber auch ganz von Interaktion ablöst (und Rezeption von ‚Publikation‘ trennt), ist eine Frage der Limitierung von Zeitspannen. Ob das Geschehen auf dem Screen eines Traders eine soziale Situation zeigt (d. h. noch einem belastbaren Situationsbegriff entspricht), hängt daher davon ab, wie stark die Reaktionserwartungen sind, die die Betrachter der Bildschirmereignisse involvieren. Fehlen sie, würde der Screen zwar die Aufmerksamkeit vieler örtlich verstreuter Teilnehmer bündeln, aber nur so wie ein Nachrichtenticker. Es ist also eine empirische Frage, ob der Screen der Trader situativ (sic!) wie eine Telefonkonferenz mit vielen Teilnehmern oder nur wie ein TV-Programm mit telefonischer Publikumsbeteiligung funktioniert.

5. Die *Grenzen des Situationsbegriffs*. In Knorrs Fallbeispiel werden in physischen Settings (Arbeitsplätzen, die bei körperlicher Kopräsenz Anderer eigene soziale Situationen entfalten) mit kommunikativen Handlungen Spuren erzeugt, die mit den Spuren aus Tausenden ähnlicher Situationen technisch verknüpft und auf einem sich wandelnden Bildschirm

dokument weltweit identisch repräsentiert werden. Ob das Geschehen auf dem Screen eine ‚soziale Situation‘ ist, ist neben dem gerade erörterten Aspekt der Responsivität – also der zeitlichen *Kohäsion* in Erwartungsspannen – auch eine Frage der zeitlichen *Begrenzbarkeit* des Geschehens. Schon ein Fußballspiel, in dessen Verlauf Spieler in diverse Situationen geraten, ist eine größere soziale Einheit und es hat anders als der internationale Börsenhandel enge zeitliche Klammern. Der Fall des Trading verlangt daher m.E. zwei transsituative Raumkonzepte (ohne die auch schon Goffman wie dargestellt nicht auskam): Erstens reichen Zeitpunkte allein auch im Internet nicht, um sich zu ‚treffen‘. Es braucht auch einen *kommunikativen Raum* (ein Internetportal, einen Chatroom, ein Forum), um Interaktionen zu ermöglichen – und darüber hinaus u. U. noch Verabredungen von Erreichbarkeit (zeitlicher Kopräsenz) in einem wieder anderen Raum, z. B. die Verabredung, das Handy einzuschalten, vor die Kamera zu gehen, online zu sein. Zweitens sind die Trader Zeugen und Akteure einer veränderlichen *Lage*, einer Konstellation von temporären Umständen und parallelen Entwicklungen, wie sie etwa auch in polizeilichen Lagebesprechungen, bei der Konferenzschaltung parallel laufender Spitzenspiele oder bei der Zusammenführung von TV-Korrespondentenberichten in internationalen Krisen *synoptisch dargestellt* werden. Soziale Situationen bilden den archetypischen, aber nicht den einzigen kommunikativen Raum, in dem Aufmerksamkeit zusammengezogen wird. Sie tun es (so Goffman) durch *wechselseitige* Wahrnehmung. Schon Aufführungen und Großveranstaltungen (die viele *dasselbe* wahrnehmen lassen) tun es anders, klassische Massenmedien und das Internet erst recht.

6. Die *Beteiligung des Körpers* an der ‚entkörperlichten‘ Teleinteraktion. Unter den Bedingungen der Telekommunikation verblasst der Körper des Anderen (sein Gesicht, seine Stimme) – man weiß nur noch, dass er irgendwo ‚da‘ ist und wie man selbst vor einem Bildschirm hockt. Sein körperliches *Display* (Goffman), das in face to face Situationen eine unendliche Vielfalt kommunikativer Rückkopplungen erlaubt, wird durch ein vergleichsweise ärmliches technisches Display ersetzt. Aber was ist mit dem Körper *vor* dem Bildschirm?

Begegnungen in Reaktionspräsenz verlangen, so Knorr, eine Intensivierung der Aufmerksamkeit, sie fordern den Körper. Diese Aufmerksamkeit ist aber nicht beliebig steigerbar. Wie sollten Trader eine größere Wahrnehmungsspannung aufbringen als Poker- und Tischtennispieler, Konzertpianisten

und Herzchirurgen, Psychoanalytiker und Piloten? Charakteristisch für Knorrs ‚synthetische Situationen‘ scheint mir vielmehr die technische *Adaptation* großer Informationsströme an eine *endliche* psychophysische Größe, die man in Grenzen noch dopen und weiter in Dienst nehmen kann oder aber durch Maschinen ersetzen muss.¹⁰ Und man kann die Menschen durchaus als Appendix der kommunikativen Prozesse betrachten – ganz ähnlich wie den Patienten, der zum „live attachment“ seiner Daten wird (so Knorr 2009). Broker handeln in einer höchst komplexen und instabilen Marktlage (so wie Fluglotsen in einer Luftverkehrslage), die ihnen via Bildschirm in *einer* Situation verfügbar gemacht wird: in derjenigen, in der sich ihr Körper befindet. Insofern kann man die mediale Infrastruktur des Trading als *Situierungsleistung* fassen, die das gleichzeitige Geschehen an vielen Orten der Welt an die sensuellen und kognitiven Möglichkeiten eines hier und jetzt agierenden Körpers *anpasst*. Die Appräsentationsleistung von skopischen Systemen hängt an der Rückbindung und Schnittstellenpflege von mediatisierter Kommunikation an situierte Körper.

Solange Körper an Kommunikation beteiligt sind, gibt es keine ortlose, nicht situierte Kommunikation. Die *Kopräsenz* kann sich seit der Erfindung des Telefons von physischer Anwesenheit ablösen – das ist die soziale Leistung der Telekommunikationstechnik –, aber die *Präsenz* kann vom Körper nicht loskommen: *Seinen* Sinnen wird etwas appräsentiert. Man muss hier nicht allzu anthropologisch werden, es reicht, bei der soziologischen Wertschätzung der neuen Kommunikationsmedien die elementare Medialität des Körpers als eine ebenso limitierte wie leistungsfähige materiale Infrastruktur für Kommunikations- und Interaktionsprozesse nicht zu übersehen. Die *raison d'être* eines ortsbezogenen Situationsbegriffs ist der Körper. Genauso wie die Kommunikationsmedien einer Gesellschaft ihre Strukturen und Prozesse bestimmen, so tun es auch die Sinne des Körpers – so meinte wie gesagt schon Simmel (er drückte es nur etwas poetischer aus).

Ziehen wir ein Zwischenfazit. In dem Maße, in dem Telekommunikationsmedien auch Teleinteraktion

ermöglichen, tangieren sie den Situationsbegriff, der um interkorporale Wahrnehmung herum gebaut ist: Sie vervielfältigen die Situationen, in denen man sich zugleich befinden kann und steigern die Erreichbarkeit (oft auf Kosten mentaler und relationaler Präsenz). Zugleich ist es eine Frage der zeitlichen Kohäsion von Erwartungen (der Pausentoleranz) und der zeitlichen Begrenzbarkeit, ob ein kommunikatives Geschehen eine Situation überschreitet *oder* den Situationsbegriff überdehnen würde. Soziale Situationen bilden den Rahmen eines Geschehens, an dem man im Wissen um die aktuelle Präsenz Anderer teilhat. Dieses Wissen kann aber mehr oder weniger unsicher sein und diese Präsenz mehr oder weniger groß.¹¹

Was für den Situationsbegriff gilt, gilt auch für den Interaktionsbegriff: Die Telekommunikationstechniken lassen eine Menge Interaktionen zu, die nicht face to face ablaufen (Telefonate, Mails, SMS und auch schon Briefwechsel). Der Interaktionsbegriff wird aber überdehnt, wenn sich die ‚Wechselwirkung‘ der spezifischen ‚Interaktion unter körperlich Anwesenden‘ in den Kommunikationsketten des Internet verliert. So steigern Teleinteraktionen zwar die Reichweite von interaktiver Kommunikation, können aber wie gesagt im Hinblick auf das Rückkopplungstempo (Stichwort Pausentoleranz), die Mehrkanaligkeit und nuancierte Responsivität mit face to face Interaktionen nicht mithalten. Ihre kommunikative Leistungsfähigkeit wächst und sinkt also zugleich. Dennoch scheint es mir unangebracht, den Interaktionsbegriff definitorisch eng an das Moment *aktualer* reflexiver Wahrnehmbarkeit zu binden (so Heintz in diesem Band), anstatt im Interaktionsbegriff Platz zu machen für die realen Abstraktionssteigerungen des Interaktiven in der Welt. Man würde dem Begriff der Interaktion damit eine ‚Harmlosigkeit‘ bewahren, die der der Kommunikation schon lange verloren hat. Sie entstammt sowohl der mikrosoziologischen Tradition (s. 3.2) als auch der Luhmann’schen ‚systemischen‘ Verengung des Interaktionsbegriffs. Vor dem Hintergrund globalisierter Teleinteraktionen erscheinen Interaktionen bei Luhmann insgesamt in drei Hinsichten verniedlicht: Sie werden reduziert a) auf Kommunikation (verlieren also ihre materiale Produktivität) b) aufs örtlich Situative (werden also in ihrer Reichweitensteigerung verkannt) und c) aufs gesellschaftlich folgenlose Gesellige.

¹⁰ So ist ja auch der Hochfrequenzhandel (mit Millionen von Transaktionen pro Sekunde) längst Großrechnern übergeben worden. Auch die fälschliche Herabstufung der Kreditwürdigkeit Frankreichs durch die Ratingagentur Standard & Poor’s im November 2011 war die eigenständige Leistung eines Rechners: Er hatte, so die Agentur, die französischen Daten „falsch interpretiert“ und dann (zeitsparend) eigenständig e-mails versandt.

¹¹ Verlieren würde sich eine soziale Situation, wenn ihre Teilnehmer gar nicht mehr sagen könnten, für wen sie eine solche ist, wer also an ihr teilnimmt.

Gerade die Bildmedien des Trading, die globale Informationsströme an situierte Körper adaptieren, verweisen aber auch zurück auf den ursprünglichen Sinn des Situationsbegriffs. Im Hinblick auf die unabdingbare Sinnesbeteiligung leisten die synoptischen Repräsentationen der ‚skopischen Systeme‘ eine Sekundärveranschaulichung, die an die Funktionen der *primären* Visualisierung kulturellen Wissens anschließen, auf die Goffman im Anschluss an Durkheim aufmerksam machte: Tabellen und Grafiken sind wie Rituale Formen symbolischer Repräsentation, die ungegenständliche Dinge körperlichen Sinnen zugänglich machen. In beiden Fällen geht es um die Überführung von kognitivem kulturellen Wissen in sinnlich-situativ verfügbares Alltagswissen, und zwar durch die Sicherung der gleichzeitigen Präsenz von Personen und Wissensobjekten. Der ‚Präsentismus‘ ist eben nicht nur eine Obsession positiver Wissenschaften, er ist auch ein lebensweltliches Desiderat der Selbstveranschaulichung von Gesellschaft – ob in der rituellen Repräsentation von Glaubensannahmen oder der technischen Herstellung von Synoptiken des Unüberschaubaren: die Veranschaulichung von Nationen in Landkarten (Anderson 1998), die Visualisierung von Ökonomien in Tabellen (Grimpe 2010), die Performierung der Gegenwärtigkeit Gottes in der Liturgie oder der Staatsmacht in Militärparaden (Goffman 1983), die Darstellung kultureller Ideale und Ängste in öffentlichen Hahnenkämpfen (Geertz 1987) oder die Verkörperungen von Organisationen in Führungspersonen und öffentlichen Sprechakten (Coulter 1996). Dass weit gespannte Praxiszusammenhänge in Erscheinung treten können, ist eine Frage ihrer evidenten *Rekonkretion* in Situationen und epistemischen Objekten.

Hier scheint eine der oben gesuchten „strukturellen Prämissen“ (Luhmann) zu liegen, die Interaktionen größeren sozialen Gebilden setzen. Goffman hatte sich beständig dem Thema des Images zugewandt: dem was Teilnehmern kommunikativ zumutbar ist, ohne dass sie aufhören, Personen zu sein (es ist gewissermaßen die ‚Schnittmenge‘, die Interaktionen mit Personen haben). Die skopischen Systeme (Knorr) bändigen dagegen Informationsmengen und Kommunikationsströme auf ein Maß, das Menschen noch vorstellbar ist, ihr Orientierungsvermögen nicht überfordert. In der vertrauten Terminologie der Mikro/Makro-Debatte kann man diesen Sachverhalt auch so formulieren: Es gibt (neben falschen Abstraktionen) nicht nur *Realabstraktionen* – ausgedünnte Formen von Kommunikationen und Be-

ziehungen –, die ‚mikrosoziologisch‘ anzuerkennen sind, es gibt (neben falschen Reduktionen) auch *Realreduktionen* – laufende Selbstkonkretionen sozialer Prozesse –, die man ‚makrosoziologisch‘ zur Kenntnis nehmen muss.

3.2 Koaktivität: Handeln in der Technozivilisation

Eine zweite grundsätzliche Herausforderung der Mikrosoziologie geht von technikoziologischen Studien aus, die nicht nur die Kommunikationsmedien, sondern die Sachtechnik überhaupt gegen den ‚Anthropozentrismus‘ der interaktionistischen Tradition richten. Exemplarisch diskutiert sei der Ansatz von Bruno Latour, der hier die radikalsten theoretischen Konsequenzen gefordert hat. In seinem Schlüsseltext über ‚Interobjektivität‘ (2001, frz. 1994) erinnert der Ausgangspunkt noch ganz an Goffmans und Luhmanns Interdependenzunterbrechung: Eine dyadische Interaktion muss Vieles ausgrenzen und begrenzen, sie setzt Absonderungen voraus, um sich der totalen Interaktivität der Pavianhorde (so sah Luhmann den „Gemeinschaftsterror“ des Dorfes, 1997: 813) zu entziehen, in die alle einbezogen werden können und in der alles immer neu verhandelt wird. Während Luhmann diese Grenzbildung in den Dienst einer theoretischen Ordnungsfunktion nahm, relativiert sie Latour sofort an einem Materialitätskontinuum, an einer „ungeordneten Vielfalt“ netzwerkartiger Zusammenhänge, in denen *Artefakte* einen zentralen Platz einnehmen. Die Grenzbildung ist nicht Ergebnis einer sich autopoietisch schließenden Kommunikation, sondern eine Leistung von Dingen: Mauern, Türen, Sitzgruppen und Sprechvorrichtungen (etwa Postschalter oder Beichtstühle), die ein Gespräch optisch und akustisch begrenzen und ihrerseits an anderen Orten, zu anderen Zeiten und durch andere Akteure hergestellt wurden.

Goffmans Interaktionen, die Wechselbeziehungen zwischen menschlichen Handlungen unter situativem Zeitdruck, beruhen für Latour auf einer ganz anderen „Inter-Aktion“, auf *langwelligen Handlungsverkettungen* mit nicht-menschlichen *Koaktanten*. Eine lokale Interaktion ist nur eine Versammlung vieler anderer in Raum und Zeit verteilter Handlungen, die durch Artefakte vermittelt hier und jetzt wirksam werden (Latour 2007: 334), also nur eine kontingente Assoziierung von raum-zeitlich verstreuten Elementen. *Diese* „Teleinteraktion“ meint nicht, wie bei Karin Knorr, einen medial vermit-

telten, gleichzeitigen symbolischen Austausch über große Distanzen, sondern ein räumlich und zeitlich auseinandergezogenes materiales Netzwerk, das jedem lokalen Handeln zugrunde liegt.¹²

Noch größer ist der Kontrast der theoretischen Prämissen von Latours ingenieurwissenschaftlicher zu Luhmanns geisteswissenschaftlich gestimmter Soziologie. Beschränken wir uns auf die Beobachtung, dass Latour (auf der Basis seiner materialistischen Semiotik) die soziologische Aufmerksamkeit von den *Symbolen*, die situativ Abwesendes *bezeichnen*, zu den von Abwesenden anderswo hergestellten *Dingen* umorientiert, die situativ etwas *bewirken*. Latour konfrontiert die symbolische Interaktion mit der extensiven Materialität hoch zivilisierter Gesellschaften, die ‚Seele‘ mit dem ‚Körper‘ der Gesellschaft.

Das Mikro/Makro-Problem hält er für falsch gestellt. Die Soziologie versuche mit der Überbrückung der alten Kluft von Handlung und Struktur, Individuum und Gesellschaft ein unlösbares Problem zu lösen. Denn beide Seiten dieser Unterscheidung würden erst durch Praktiken, die etwas klein und begrenzt, also ‚mikro‘ *halten* (etwa durch die Architektur eines Hörsaals und die Schweigegebote eines Vortrags), und Praktiken, die etwas ausdehnen bzw. überschaubar *machen*, hervorgebracht. Das makroskopische ‚Aufblähen‘ ist für Latour vor allem eine epistemische Strategie der Herstellung von *Wissenobjekten* mithilfe von Aggregationstechniken. Makrostrukturen sind in seinem wissenschaftssoziologischen Blick auf das eigene Fach sozialwissenschaftliche Konstrukte, die an konkreten Orten – durch zahlreiche Verbindungslinien (Interviews, Fragebögen, Rechenmaschinen, Konferenzen, Publikationen usw.) ermächtigte ‚Center of calculation‘ – fabriziert und „zurückgepumpt“ werden (2007: 310) und so das Soziale neu formatieren. In dieser Hinsicht funktioniert die Schreibstube eines Soziologen im Prinzip genauso wie ein Handelsraum in der Wall Street. Während für Luhmann die Ebenendifferenzierung eine grundlegende historische Tatsache war, ist sie für Latour also eine fragile epistemische Konstruktion. Es gibt kein höheres Niveau: „Die soziale Welt aber *bleibt platt in allen Punkten*, ohne dass man hier Stufen entdecken könnte, die es erlaubten,

¹² Latours Interaktionsbegriff ist hier m.E. nicht konstruktiv, sondern polemisch eingesetzt. Artefaktvermittelte und räumlich verteilte Beziehungen, von denen die Teilnehmer oft gar nichts wissen und denen es an Reziprozität fehlt, sind natürlich keine Interaktionen mehr, sie würden den Interaktionsbegriff überdehnen.

von Mikro zu Makro zu gehen“ (2001: 249 f.). Sie besteht aus ganz konkreten Situationen und ihren netzwerkartigen Verbindungen.

Latour wendet sich auf der einen Seite gegen einen selbstgenügsamen mikrosoziologischen Situationsmonadismus, der zugunsten interaktiver Autopoiesis die massenhaften materiellen Importe ignoriert, die in einer Situation zum Einsatz und zur Wirkung kommen. Eine auf symbolische Interaktion fixierte Soziologie taugt wegen ihrer Dingvergessenheit nur für Paviane. Auf der anderen Seite wendet er sich gegen das unempirische Ausweichen auf andere Emergenzebenen: Das situative Geschehen hat nicht (transzendente) ‚gesellschaftliche Voraussetzungen‘, es hat nur viele Anfänge und Vorgängersituationen. Schließlich fragt er nach der intellektuellen Funktion der Ebenendifferenzierung: Welches Problem sollte sie lösen? Die Alternative von Handlung und Struktur entsteht, so Latour, aus dem vergeblichen soziologischen Versuch, einen Ausgangspunkt des Handelns zu fingieren: entweder bei schöpferischen Akteuren oder bei den sie gängelnden Strukturen. Das Bezugsproblem der Mikro/Makro-Unterscheidung ist ein vergeblicher Interpunktionsversuch.

Latour rekurriert bei dieser Diagnose auf einen neuartigen Begriff des Handelns, den er räumlich und zeitlich zu einer überpersonalen Praxis ausdehnt, die auch Dinge einschließt. Das Handeln ist kein Schaffen (i. S. der Verwirklichung eines Subjekts in einem Objekt) und ein Akteur ist nicht sein Ausgangspunkt. Akteure treten mit ihren Zügen und Impulsen vielmehr in einen Handlungsstrom ein. So baut ein Klavierbauer sein Klavier mit Materialien und Werkzeugen, die von ganz Anderen zu anderer Zeit hergestellt wurden. Er stützt sich schon auf die Hegearbeit des Försters (bzw. die Kulturgeschichte bestimmter Wälder und Hölzer), auf einen Holzfäller und einen Tischler. Anderswo macht ein Pianist mit diesem Klavier Töne, bei denen er sich auf die Partitur eines alten Komponisten stützt, oder er macht improvisierend neue Töne, zu denen ihn die schon gemachten des Klaviers anregen: Er lässt es etwas tun, es lässt ihn etwas tun.

Latour ist sehr ‚interaktionistisch‘ im Sinne des physikalischen Gehaltes von Simmels Originalbegriff ‚Wechselwirkung‘. Er denkt das Handeln stark von der Bewegung her, und ein menschlicher Akteur ist nicht Bewegungsursache, sondern eher Kugel in einem Perpetuum mobile, in dem sich Akteuren gegenseitig anstoßen, mobilisieren, einklinken und in Gang setzen. Daher findet sich ein Akteur bei Latour nie am ‚Beginn‘ einer Handlung, da sein Handeln

immer schon anderswo mit anderen Akteuren begonnen hat. Er bildet nur eine Verdichtung in einem offenen Netzwerk von Handlungslinien. Insofern ist die ‚Actor-Network-Theory‘ eine Theorie der *Koaktivität*: Kein Akteur handelt allein, er ist immer schon eingebettet in Netzwerke mit Ko- und Präakteuren. Während Luhmann (in der staatswissenschaftlichen Tradition Max Webers) die besondere Mächtigkeit des *kollektiven* Handelns von Organisationen betonte, beleuchtet Latour die Unendlichkeit des *konnektiven* Handelns in Netzwerken.

Artefakte haben in diesen Handlungsketten eine zentrale Stellung, denn wenn Akteure anderswo Gefertigtes gebrauchen, werden sie durch die in den Dingen geronnenen Handlungen ihres Erzeugers (durch das Fertigen) wieder eingeholt. Das Handeln wird durch die Dinge weiter getragen, sie reichen über die Situation ihrer Erzeugung hinaus. Auf diese Weise sind in einer anderen Situation die Handlungen Abwesender noch gegenwärtig und wirksam. Artefakte können Situationen verknüpfen, weil sie deren Zeit überdauern. Sie sprengen die Vorstellung eines flüchtigen, kommunikativ geschlossenen ‚Interaktionssystem‘. Artefakte begrenzen Interaktionen (machen sie interaktiv i.S. Goffmans) und vernetzen sie über Raum und Zeit mit anderen Aktivitäten. Die Geschlossenheit von Interaktionen hängt also an ihrer Öffnung für anderes. Sie sind *von vornherein* mit anderem verknüpft. Der lokalisierende Rahmen ist zugleich Element in einem delokalisierten Netzwerk, das Entferntes und Vergangenes nebeneinander stehen lässt.

Latour holt so eine Grundintuition von Handlungsstruktur-Theorien, dass eine durch menschliches Handeln geschaffene ‚Gesellschaft‘ den Handelnden als etwas Fremdes, Verselbständigtes und Widerständiges wie ein Schicksal gegenübertritt, in die Operationsweise des Tuns zurück. An die Stelle der Entfremdung (Marx), der Gesellschaft als Zwangsapparat (Durkheim) oder der intergenerationellen Objektivierung von Sinn (Berger & Luckmann) tritt eine alltägliche Verkettung und Verknüpfung von materiellen *Ko-Aktanten*, die die menschlichen Akteure drängen und mitnehmen, aufbauen und überraschen. Die erlebte Fremdheit des Sozialen, die Relativierung humaner Souveränität entstammt nicht einer entäußerten Gesellschaftsstruktur, sondern den dinglichen Spuren abwesender Menschen. Anstelle eines amorphen Makrophänomens finden sich konkrete Objekte, die sich situativ bemerkbar machen: als Kumpane, Komplizen, Konkurrenten von Akteuren, die sie auf bestimmte Weise handeln lassen.

Die ‚Gesellschaft‘ hat hier anstelle eines eigenen Emergenzniveaus nur eine *Heterogenese*, die man übersieht, wenn man (wie die Phänomenologie) prähumane Sozialität ignoriert und das Soziale mit dem Menschen beginnen lässt, aber auch wenn man (wie Luhmann) das Soziale auf Kommunikation reduziert und analytisch von Psychischem und Organischem scheidet. Man muss, so Latour, nicht von der Interaktion analytisch auf andere ‚Ebenen‘ wechseln, nur in andere Situationen, in der die Dinge fabriziert wurden, die hier und jetzt etwas tun. Denn Situationen sind auch ganz ohne Telekommunikation in materialen Netzwerken miteinander verknüpft. *Zwischen* ihnen findet das Soziale statt.

Verglichen mit der Ortslosigkeit der medial vermittelten Teleinteraktion bei Knorr Cetina, findet sich bei Latour ein anderes Verhältnis zur Örtlichkeit des Sozialen. Einerseits kritisiert er die lokalistische Fixierung der Mikrosoziologie (ihren Präsentismus): Ein Ort ist nurmehr Zielpunkt vieler Aktivitäten, Kreuzung vieler Fahrten, provisorischer Aufenthaltsort vieler Transportmittel (2007: 379). Andererseits macht dessen Verortung als ‚Ort unter vielen Orten‘ nur auf einen weiteren Grund aufmerksam (neben dem Körper, auf den ich in 3.1 hinwies), Situationen auch weiterhin als materiale Settings ernst zu nehmen. Ohne dies verlöre man eben auch den Raum, in dem die Dinge zuhause sind.

Bruno Latour hat mit seiner grellen Beleuchtung von Artefakten einen zentralen Punkt der Mikro/Makro-Debatte getroffen. In der phänomenologischen Kritik an theoretischen Reifikationen durch Makrokonzepte steckte immer auch eine *humanistische* Verteidigung der besonderen Akteursqualitäten von Menschen. Wenn man diese Annahme wie Latour ‚von Grund auf‘ korrigiert, ist es auch in einer mikrosoziologischen Perspektive leichter, Realifikationen anzuerkennen. Zugleich liegen in Latours originellen Vorschlägen auch eine Reihe von erheblichen Problemen. Drei seien hier genannt:

1. Latour hat einen physikalistisch anmutenden Begriff des Handelns als ein Bewirken, das auch Dinge Handlungen weiter tragen lässt. Die situativ vorhandenen Dinge bringen vergangene und entlegene Handlungen selbsttätig zur Wirkung. Zu fragen ist aber, *wie* die Dinge anwesend sind: ob sie durch ihren Gebrauch auch einen *Sinn* erhalten (und welchen) oder ob er ihnen verweigert wird. Im zweiten Fall könnten sie so inaktiv und irrelevant herumstehen wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, deren *Relevanz* die Ethnomethodologie gern im Interaktionsverlauf demonstriert sähe

(Schegloff 1997). Sie wären *insignifikante Objekte* so wie die insignifikanten Leute, die in öffentlichen Situationen vorhanden sind, ohne wirklich anwesend zu sein. Wo in den endlosen Netzwerken heterogener Aktanten finden sich Relevanzgrenzen bei der Berücksichtigung von Artefakten? In Latours (genealogischer) Perspektive könnte man nur fragen: Wann lässt ihre Wirksamkeit nach? Wann hören sie auf, sich uns aufzudrängen und den ‚Willen‘ ihres Erschaffers bemerkbar zu machen? Nicht weniger wichtig ist aber die Frage, ob die Dinge durch aktuellen Gebrauch überhaupt einbezogen und situativ gehandhabt werden (Hörning 1995), um ihr Handlungspotenzial auch freizusetzen. Auch hier sollte statt kausaler Wirkbeziehungen ‚lose Kopplung‘ gelten.

2. Dass Artefakte Situationen verknüpfen, weil sie deren Zeit überdauern, ist eine Funktion, die sich nicht für sie reservieren lässt. Sie gilt zunächst auch für Materialität in einem umfassenderen Sinne als bei Latour, nämlich für Körper als Partizipanden sozialer Prozesse (Hirschauer 2004). Sie gilt aber ebenso für die Sprache und visuelle Symbole (Zeichen), für Erwartungen und Erinnerungen (Kognitionen), und auch für Beziehungen und Institutionen. In der theoriestrategischen Position, in der Latour Artefakte ansiedelt, finden sich also auch noch andere kulturelle Speicher und Kontinuierungsmechanismen, die gerade im Namen „ontologischer Heterogenität“ schlecht negiert werden können, will man nicht mentalistischen oder linguizistischen Verkürzungen materialistische folgen lassen.¹³ In Latours Grundgedanken lassen sich also andere Entitäten einführen, die z. T. wieder auf klassische soziologische Themen zurückführen – aber auf andere Weise. Es ist nicht nötig, sich Zeichen und Kognitionen als *Ebene* der ‚Kultur‘ oder Institutionen als Ebene der ‚Gesellschaft‘ vorzustellen – also erneut Handlung und Struktur gegenüberzustellen. Man kann sie auch wie Artefakte, Erwartungen und Körper als ontologisch plurale *Träger* von Handlungen (mit un-

¹³ Spielen wir das nur einmal für die Sprache durch: Latour hat völlig Recht, wenn er davon ausgeht, dass die Sprache theoretisch überfordert wurde (hier ganz auf der Linie von Bourdieus Kritik des intellektualistischen Habitus, 1993). Aber auch die Sprache ist ein steinaltes kulturelles Artefakt, das Kontinuierungsfunktionen in Raum und Zeit hat (und anders als erfundene Techniken ist sie ohne jeden Anfang). Der Gebrauch der Sprache verbindet Sprecher laufend mit Menschen, die sie an anderen Orten und Zeiten verwendet haben und wieder verwenden werden (Berger & Berger 1975).

terschiedlichen ‚Gerinnungsfaktoren‘) betrachten, die situative Ereignisse verstetigen und verknüpfen.

3. Der Mensch, so Latour, ist kein Urheber, nur Vermittler, Knotenpunkt von Agency. Handeln tun hybride Kollektive: Mensch-und-Maschine (z. B. Schütze-Gewehre-Hersteller-Gesetzgeber). Aber muss man nicht auch menschliche Individuen, in deren Herstellung so viel Sozialisationsarbeit eingeht, als Artefakte, als menschliche Erzeugnisse sehen? Latour gliedert sie seinen Aktanten nicht wirklich ein, vermutlich weil seine *Actor-Network-Theory* so akteurzentriert bleibt.¹⁴ Eine wirklich ‚symmetrische Anthropologie‘ müsste nicht nur die Dinge als Aktanten, sondern auch umgekehrt menschliche Akteure als kulturelle Artefakte würdigen. Man kann dann verschiedene Aspekte klarer sehen. Z. B. dass Menschen andere Körper als Paviane haben und bekommen, sonst könnten sie weder sprechen noch Werkzeuge herstellen. Oder dass ihr Körper, seine Muskeln, Sinne und Nervenzellen, erworbenes Wissen i. S. von dauerhaften Dispositionen speichern und beständig neues Wissen aufnehmen kann. Oder dass sie mithilfe ihrer Füße selbsttätig zwischen Situationen zirkulieren können – ohne Spediteur und ohne dass man sie wie Dokumente verschicken müsste; dass sie sich aber andererseits auch geduldig wie Papier verschicken lassen, ihre Mobilität technisch steigern und ihre Körper – aller Telekommunikation zum Trotz – massenhaft über den Globus transportieren lassen.¹⁵ Bedenkt man schließlich die Lernfähigkeit, das Entwicklungs- und Überraschungspotenzial von Menschen, erscheint selbst ihre Haltbarkeit – verglichen mit den meisten Waren – gar nicht so übel.

¹⁴ Latours späterer Versuch, seine starken Akteure aufzulösen – in Plug-ins, durch die sich Individuen subjektivieren (2007: 351 ff.) –, verbleibt m. E. in seiner Anlehnung an Foucaults ‚Technologien des Selbst‘ in einer akteurzentrierten Handlungsperspektive, die die einfache Tatsache der Sozialisation nicht aufnehmen kann.

¹⁵ ... wofür es besonders im Feld der Politik große Nachfrage zu geben scheint: Abstimmungen, Ausschüsse, Konferenzen und Ortstermine sprechen für einen ungebrochenen Präsenzbedarf. Bettina Heintz (2007) verweist zu dessen Erklärung auch und gerade in der nur schwach institutionalisierten Weltgesellschaft auf die spezifischen Erprobungs- und Abstimmungsleistungen von Interaktionen: etwa die Präferenz für Konsens, die Entstehung personalen Vertrauens und die Fähigkeit zur emotionalen Bindung quer zu den Loyalitätsbindungen der entscheidenden nationalen Organisationen. S. zu diesem Argumente auch den Beitrag von Schwinn in diesem Band.

Wohin mit dem Menschen? Latours ‚Anthropologie‘ führt den Menschen ebenso emphatisch (und irreführend) im Namen wie ihn Luhmann aus den sozialen Systemen exkludiert: Handlungen sind Attributionsergebnisse von Kommunikationen, Akteure als psychische Systeme ausquartiert, ‚living apart together‘ mit sozialen Systemen. Anstelle dieser abrupten Exklusion des Menschen aus dem Sozialen, hat die Geschichte der Sozialtheorie im 20. Jahrhundert auch nachhaltigere Dezentrierungen des Menschen gegenüber seinen Handlungen hervorgebracht. Als Wirkursache (und „Träger“, Weber) ganz im Zentrum seiner Handlungen stand (und steht) der Mensch nur, solange seine Handlungen als gesetzte Akte gelten: als Ausführungen von Plänen, Anwendungen seines Wissens, Ausdruck von Intentionen und Motiven. Konkurrenz bekam er, als die Soziologie auch Kollektive zu Akteuren ernannte: Auch und gerade Organisationen handeln. Als „Teilnehmer“ an den Rand gerückt wurde er, seitdem seine Handlungen nurmehr als Züge in Interaktionen, als Vollzüge sozialer Prozesse gelten und er selbst als Appendix von Situationen, sein Selbst als „veränderliche Formel“ (Goffman). Bei Latour wird dies fortgesetzt, wenn der Mensch nurmehr als Vermittler oder *Beiträger* von raumgreifenden Handlungsketten erscheint, an denen neben ihm auch ‚Non-Humans‘ teilnehmen: ein Partizipand unter anderen.

Es scheint, als habe die Soziologie Freuds „drei Kränkungen der Menschheit“ (durch Kopernikus, Darwin und die Psychoanalyse) noch drei weitere hinzugefügt: eine interaktionistische, eine organisationssoziologische und eine techniksoziologische. Sie hat den Menschen aus dem Zentrum seiner Handlungen verdrängt, ihn seines Handlungsmonopols beraubt, nun muss er Handeln ‚teilen‘. Und verdrängt eben nicht nur durch überstarke Gesten – durch Ausschluss oder durch Konfrontation mit übermächtigen ‚gesellschaftlichen Kräften‘, die den Menschen nur wieder als ‚Individuum‘ auf die andere Seite ‚der Gesellschaft‘ platzierten –, sondern so behutsam und beharrlich, dass er geradezu wieder verwendbar erscheint. Wenn man Menschen nicht wie Latour so stark in ihrer Akteursperspektive lässt (wie Barnes mit Recht kritisiert), sondern stärker materiell (als mobile Körper) und funktional auffasst: als allzeit automobiler, plastischer und hochflexibler ‚Artefakte‘, die sehr viele Interaktionsvoraussetzungen immer wieder mitbringen (wenn sie denn persönlich erscheinen), dann könnten Personen und ihre Körper nach ihrer soziologischen

Dezentrierung theoretisch für anderes zur Verfügung stehen: z. B. für das Problem der Intersituativität.

Im Rahmen der Mikro/Makro-Debatte wurden Menschen auf der einen Seite durch einen soziologischen Szientismus abgewiesen, auf der anderen durch einen mal romantischen, mal heroischen Humanismus rehabilitiert. Wenn man die Soziologie aber nicht mehr darauf fixiert, individuelles Handeln und soziale Strukturen aus dem jeweils Anderen zu erklären, die Handelnden also weder als Sinnzentrum überfordert noch als Marionette unterschätzt, dann kann man sie vielleicht auf neue Weise würdigen: als Entitäten, deren Anwesenheit soziale Situationen nicht nur entstehen lässt (indem die Egozentrik von Körpern in einer Reziprozität von Wahrnehmungen aufgeht), sondern die – wie Bilder in den Medien oder Dokumente in Organisationen – als zirkulierende Elemente von Situation zu Situation vermitteln.

4. Ausblick

Der Mikro/Makro-Dualismus hat sich in verschiedenen Hinsichten erschöpft. Was könnte an seine Stelle treten? Vier Vorschläge seien gemacht:

1. Der erste wurde in diesem Aufsatz entwickelt: das Problem der Intersituativität. Es wirft vor allem zwei Anschlussfragen auf. Zunächst: Wenn der Begriff der Intersituativität eine gewisse Schließung von Situationen konzeptuell voraussetzt, ist umgekehrt empirisch zu fragen, wie viel Geschlossenheit eine Situation braucht und wie viel Öffnung sie verträgt. Die Ungleichheit sozialer Situationen liegt nicht nur in ihrer Position (in einer Beziehungsgeschichte, einem Verfahren, einer Organisation) begründet, sondern auch in der Dichte ihrer Anschlüsse und Vernetzungen, ihrer mal losen, mal festeren Koppung mit anderen Situationen: wie stark sie sich von anderen separiert bzw. zu anderen öffnet oder mit ihnen verbindet. Eine Beichte und ein Sexualakt sind anders strukturiert als eine Pressekonferenz. Diese Variation ist wesentlich eine Frage des Imports und Exports von Dokumenten (etwa in Organisationen: Scheffer 2001: 71) und der Nutzung von Telekommunikationstechniken (Knorr 2009), aber nicht nur, denn die Öffnung einer Situation ist wie gesagt schon bei Partygesprächen eine Frage der Skalierung von Aufmerksamkeit.

Neben dieser Frage nach der Stärke des Nexus zwischen Situationen fragt sich, *auf welche Weise* – durch

welche Relation und welche Objekte – Situationen miteinander verbunden sind. Welche sozialen Beziehungen unterhalten sie? Handelt es sich um Weisungsketten in organisationalen Hierarchien, über die entscheidende Interaktionen vorentscheidene Interaktionen strukturieren (Mouzelis 1991), oder um Gerüchte, bei denen es auf verlässliche Informationsübertragung gerade nicht ankommt? Befinden sie sich in einem zeitlichen (und arbeitsteiligen) Nacheinander wie bei Verfahrensstationen, oder wird ihre Zeit punktuell synchronisiert (wie auf Finanzmärkten)? Gipfeln sie in Schlüsselsituationen (wie Lieferketten in einer Fertigungshalle), oder stehen sie eher in Pfadabhängigkeiten von Präzedenzsituationen? Haben sie kumulative Wirkungen wie in den narrativ verknüpften Interaktionsketten von Biografien, Paaren und Gruppen, in denen sich körperliche und emotionale Strukturen sedimentieren (Collins 1981)? Oder laufen sie wie die seriellen Sexualakte in Arthur Schnitzlers ‚Reigen‘ gerade nicht auf kumulierte Beziehungsbiografie, sondern auf potenzielle Virusverbreitung, auf eine Infektionskette hinaus?

2. In Bezug auf die Größenordnung sozialer Gebilde ist die Ersetzung des Mikro/Makro-Dualismus durch eine Dreiertypologie wie bei Luhmann wie gesagt wenig befriedigend. Will man hier eine komplexere Typologie entwickeln, so sollte man m. E. mit einer *offenen* Zoologie sozialer Species beginnen, differenziert nach ihrer Größenordnung (der Zahl ihrer Elemente) *und* nach der Art ihrer Verknüpfung: der Dichte, Reichweite und Materialität sozialer Beziehungen. Einige Kandidaten wurden schon genannt: Dyaden, Triaden, Gruppen, Milieus, Verfahren, Netzwerke, Schwärme, soziale Bewegungen, imaginierte Gemeinschaften, Öffentlichkeiten, Märkte und natürlich Organisationen. Wenn man sich so einer Liste aussetzt, droht auf der einen Seite natürlich eine komplementäre Beliebigkeit wie bei Luhmanns hochselektivem Zugriff auf Organisationen. Andererseits werden sich bei *jeder* Ausweitung der Triade Überlappungen nicht ausschließen lassen. Luhmanns Anspruch der Irreduzibilität ließ sich eben nur etablieren, indem er aus einem großen Satz sozialer Gebilde zwischen Interaktion und Gesellschaft ein einziges herausgriff. Zu klären sind u. a. die Fragen, welche qualitativen Sprünge sich ergeben, wenn solche Species sich vergrößern oder verkleinern, und welche Formen und Aspekte sozialer Beziehungen die Species charakterisiert bzw. kombiniert: Sind sie eher personalisiert oder unpersönlich, eher flüchtig oder dauerhaft, kommunikativ unimodal oder multimodal?

3. Der Mikro/Makro-Dualismus stand immer auch in latenten Beziehungen zum Theorie/ Empirie-Gegensatz, Interaktionsforschung stand gegen Gesellschaftstheorie. Auch Colemans klassischer Aufsatz zum Thema (1987) begann damit, dass es eigentlich nicht um eine Frage der Verknüpfung großer und kleiner Entitäten gehe, sondern um die der soziologischen Theorie mit einer bestimmten empirischen Forschung: derjenigen, die soziale Wirklichkeit mithilfe der Auskünfte von Einzelpersonen erheben will. Das Problem war für ihn, dass die Theoretiker Fragen stellen, die die Empiriker nicht beantworten. Daher war für ihn (wie für Collins) das Mikro/Makro-Problem im Kern ein Übersetzungsproblem.

Innerhalb der empirischen Sozialforschung ist der Mikro/Makro-Dualismus überdies auch noch verknüpft mit der Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Verfahren: Die in die Tiefe gehende Fallstudie steht der die Oberflächen scannenden Repräsentativstudie gegenüber. Genau aus diesem Gegensatz lässt sich aber auch ein alternatives Dual ableiten, bei dem es nicht um die Beziehung gegebener kleiner und großer Entitäten geht, sondern um eine forschungspragmatisch variable Streckung oder Fokussierung von *Untersuchungseinheiten*, also um die Optik, in der man Gegenstände betrachtet: durch die Fokussierung kurzzeitiger oder das Verfolgen langweiliger Prozesse und durch Fokussierung von Phänomenen mit unterschiedlichen räumlichen Radien. Die angemessene Bezeichnung für diese Optionen lautet *Mikrosoziologie und Telesozioologie*. Die Mikroskopie vergrößert ein für das menschliche Auge zu kleines Objekt, die Teleskopie holt ein für das Auge zu fernes Objekt heran. Das ist keine Frage des Gegenstands: Man kann Proximalsozialität (etwa sexuelle Interaktionen) teleskopisch betrachten (etwa durch Umfrageforschung) wie man soziale Distanz und Globalität (so wie Knorr Cetina) aus der Nähe untersuchen kann. Es geht nur um die Frage, von welcher Untersuchungsanlage man sich jeweils mehr verspricht und ob sich Forschungsdesigns verbinden lassen. Will man diese Perspektiven einander annähern, sind Tele- und Mikrosoziologie unterschiedlich gefordert. Große Repräsentativerhebungen stoßen auf Spezifikationsanforderungen: Welche Umstände genau dekomponieren ihre übersichtlichen Aggregatdaten in valide Darstellungen sozialer Phänomene? Die Herausforderung der Mikrosoziologie liegt in translokalen und transsequenziellen (s. Scheffer 2008) Studien, die sich anstelle einer methodischen Ausblendung des ‚Kon-

texts' der Intersituativität zuwenden, nämlich Vorgänger-, Nachfolger- und Nachbarsituationen erheben, um „das situative Geschehen (zu) gewichten und historisieren“ (Scheffer 2001: 71).¹⁶

4. Theoretisch integrationsbedürftig erscheint mir etwas anderes als die ‚Ebenen‘ oder Größenordnungen, die Luhmanns Soziologie ins Licht rückte. Niklas Luhmanns scholastischer Bias (i.S. von Bourdieu 1993) bestand vor allem darin, Probleme theoretischer Arbeit, nämlich die Abgrenzung von Begriffen, die er auf einzigartige Weise perfektionierte, auf den Gegenstand der Soziologie zu projizieren – mit der Annahme, dass soziale Gebilde allesamt systemhaft seien, sich also über je eigene Modi selbstreferentieller Schließung konstituieren. Wenn aber die Tugend begrifflicher Schärfe in ein Wahrnehmungskriterium für soziale Phänomene gewendet wird, ‚sieht‘ die Soziologie nicht minder beschränkt, als wenn sie die Zählbarkeit oder Zeigbarkeit sozialer Phänomene zu deren Existenzkriterium macht: Ihrem Blick fehlt dann die nötige *Unschärfe* für sinnhafte Phänomene.

In dieser Hinsicht haben Ansätze, die die Soziologie und das Soziale nicht ‚sauber‘ auf Kommunikation reduzieren, sondern in seiner ontologischen Heterogenität ernst nehmen, mehr zu bieten. Sie führen nämlich auf ein neues, auch transdisziplinäres Problem: wie sich die unterschiedlichen *Aggregatzustände* des Sozialen (Hirschauer 2014) theoretisch aufeinander beziehen lassen: die Fluidität und das rasante Tempo informationeller Welten, die Flüchtigkeit von Interaktionen, die Formbarkeit und Hartnäckigkeit von Stereotypen und Diskursen, aber auch die Plastizität und Trägheit von Körpern, die spezifische Dichte und historische Haltbarkeit von Artefakten und die verschiedenen Grade der Kontingenz und der Institutionalisierung des Sozialen (Heintz 2004). Hier geht es um eine mehr oder weniger dauerhafte Sedimentierung von Sinnschichten,

um Härtegrade, nicht um Größenordnungen. Gelingen hier Brückenschläge, sollte es auch leichter sein, den Wunsch nach überzeugenden empirischen Demonstrationen sozialer Phänomene mit dem Wunsch nach einem konjekturalen Verstehen weitgespannter Praxiszusammenhänge zu verknüpfen, sagen wir's mit Goffman: um ‚Schnittstellen‘ der vielen Soziologien unseres Faches herzustellen.

Literatur

- Anderson, B., 1998: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin: Ullstein.
- Barnes, B., 2001: The Macro/Micro Problem and the Problem of Structure and Agency. S. 339–351 in: G. Ritzer & B. Smart (Hrsg.), ‚Handbook of Social Theory‘. London: Sage.
- Berger, B. & P., 1975: Sociology: A Biographical Approach. New York: Basic Books
- Bommes, M. & V. Tacke, 2010: Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bourdieu, P., 1993: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Callon, M., 1986: Some Elements of a Sociology of Translation. S. 196–233 in: J. Law (Hrsg.), Power, Action and Belief. London: Routledge.
- Callon, M. & B. Latour, 1981: Unscrewing the Big Leviathan. S. 277–303 in: K. Knorr & A. Cicourel (Hrsg.), Advances in Social Theory and Methodology: Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies. Boston: Routledge & Kegan Paul.
- Cicourel, A., 1981: Notes on the Integration of Micro- and Macro-Levels of Analysis. S. 51–80 in: K. Knorr & A. Cicourel (Hrsg.), Advances in Social Theory and Methodology: Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies. Boston: Routledge & Kegan Paul.
- Coleman, J.S., 1987: Microfoundations and Macrosocial Behavior. S. 153–176 in: J.C. Alexander, B. Giesen, R. Münch & N.J. Smelser (Hrsg.), The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press.
- Collins, R., 1981: Über die mikrosozialen Grundlagen der Makrosoziologie. S. 99–134 in: H.P. Müller & S. Sigmund (Hrsg.), Zeitgenössische amerikanische Soziologie. Leske & Budrich.
- Collins, R., 1992: The Romanticism of Agency/Structure versus the Analysis of Micro/Macro. Current Sociology 40: 77–97.
- Coulter, J., 1996: Human Practices and the Observability of the Macrosocial. Zeitschrift für Soziologie 25: 337–345.
- Esser, H., 2006: Eines für Alle(s)? Das Weber-Paradigma, das Konzept des methodologischen Holismus und das Modell der soziologischen Erklärung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 58: 352–362.

¹⁶ Vor allem in der Ethnografie lassen sich entsprechende Skalenverschiebungen beobachten: Die klassische, auf den Radius einer teilnehmenden Beobachtung fixierte Feldstudie, wird in zwei entgegengesetzte Richtungen ergänzt: durch eine noch stärker aufs Detail gehende, die Zeit ‚anhaltende‘ fokussierte Ethnografie (Knoblauch 2001) und durch eine Lokaltätsgrenzen überschreitende *multisited ethnography* (Marcus 1995), die sich auf Globalisierungsprozesse richtet. Dazwischen findet sich ein Kontinuum, auf dem man die Auswahl der Beobachtungsorte von der Beschaffenheit des befragten Gegenstands abhängig macht: Situationen, Gruppen, Szenen, Verfahren, Netzwerke, Organisationen usw.

- Fuchs, S., 2001: Beyond Agency. *Sociological Theory* 19: 24–40.
- Geertz, C., 1987: ‚Deep Play‘ – Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. S. 202–260 in: ders., ‚Dichte Beschreibung‘. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Giddens, A., 1979: Agency, Structure. S. 49–95 in: ders., *Central Problems in Social Theory*. Berkeley: University of California Press.
- Giddens, A., 1990: *The Consequences of Modernity*. Cambridge, Polity Press.
- Giddens, A., 1992: *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Goffman, E., 1963: *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: Free Press.
- Goffman, E., 1971: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E., 1976: Erwiderungen und Reaktionen. S. 120–176 in: K. Hammerich & M. Klein (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Opladen.
- Goffman, E., 1981: *Forms of Talk*. University of Pennsylvania Press
- Goffman, E., 1994: Die Interaktionsordnung, S. 50–104 in: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a. M.: Campus. (Orig.: *American Sociological Review* 1983: 1–17).
- Grimpe, B., 2010: Ökonomie sichtbar machen. Die Welt nationaler Schulden in Bildschirmgröße. Eine Ethnographie. Bielefeld: Transcript.
- Heintz, B., 2004: Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56: 1–31.
- Heintz, B., 2007: Soziale und funktionale Differenzierung. Überlegungen zu einer Interaktionstheorie der Weltgesellschaft. *Soziale Systeme* 13: 343–356
- Hilbert, R., 1990: Ethnomethodology and the Micro-Macro Order. *American Sociological Review* 55: 794–808.
- Hirschauer, S., 2001: Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. S. 208–235 in: B. Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*
- Hirschauer, S., 2004: Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. S. 73–91 in: K. Hörning & J. Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*. Bielefeld: Transcript.
- Hirschauer, S., 2014: Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43: 170–181.
- Hirschauer, S., 2015: Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In: H. Schäfer (Hrsg.) *Praxistheorie. Ein Forschungsprogramm*. Bielefeld: Transcript (im Erscheinen)
- Hörning, K., 1995: Technik und Kultur. Ein verwickeltes Spiel der Praxis. S. 131–151 in: J. Halfmann, G. Bechmann & W. Rammert (Hrsg.), *Technik und Gesellschaft. Jahrbuch 8*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Horn, E. & L. M. Gisi (Hrsg.) 2009: *Schwärme. Kollektive ohne Zentrum*. Bielefeld: Transcript.
- Kieserling, A., 1999: *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Knoblauch, H., 2001: Fokussierte Ethnografie. *Sozialer Sinn* 2: 123–142
- Knorr Cetina, K., 1988: The Micro-Social Order. Towards a Reconception. S. 21–53 in: N. G. Fielding (Hrsg.), *Actions and Structure*. London: Sage.
- Knorr Cetina, K., 2003: From Pipes to Scopes. The Flow Architecture of Financial Markets. *Distinktion* 7: 7–23.
- Knorr Cetina, K., 2005: Complex Global Microstructures. *The New Terrorist Societies. Theory, Culture and Society* 22: 213–234.
- Knorr Cetina, K., 2009: The Synthetic Situation. Interactionism for a Global World. *Symbolic Interaction* 32: 61–87.
- Knorr Cetina, K. & U. Brügger, 2002: Global Microstructures: The Virtual Societies of Financial Markets. *American Journal of Sociology* 107: 905–950.
- Krey, B., 2011: *Textuale Praktiken und Artefakte. Soziologie schreiben bei Garfinkel, Bourdieu und Luhmann*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Latour, B., 2001: Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität. *Berliner Journal für Soziologie* 11: 237–252.
- Latour, B., 2007: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1975: *Interaktion, Organisation, Gesellschaft, Soziologische Aufklärung, Band 2*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marcus, G., 1995: Ethnography in / of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117.
- Mouzelis, N. P., 1991: Social Hierarchies and Some Theories of Micro/Macro Integration. S. 67–93 in: ders., *Back to Sociological Theory. The Construction of Social Orders*. London: Macmillan.
- Rössel, J., 1999: Konflikttheorie und Interaktionsrituale. Randall Collins’ Mikrofundierung der Konflikttheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 23–43.
- Sacks, H., 1995: *Lectures on Conversation*. Oxford und Cambridge: Blackwell.
- Scheffer, T., 2001: *Asylgewährung. Eine ethnografische Verfahrensanalyse*. Stuttgart: Lucius.
- Scheffer, T., 2008: Zug um Zug und Schritt für Schritt. Annäherungen an eine transsequentielle Analytik. S. 368–398 in: H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.) *Theoretische Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Schegloff, E., 1997: Whose Text? Whose Context. *Discourse & Society* 8: 165–187.
- Schegloff, E., 2002: Beginnings in the Telephone. S. 284–300 in: J. Katz & M. Aakhus (Hrsg.), *Perpetual Contact: Mobile Communication, Private Talk, Public Performance*. Cambridge University Press.
- Simmel, G., 1908/1992: Exkurs über die Soziologie der Sinne, S. 722–742 in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Tyrell, H., 1983: Zwischen Interaktion und Organisation: Gruppe als Systemtyp. S. 75–87 in: F. Neidhardt (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen.
- Tyrell, H., 2008: *Soziale und gesellschaftliche Differenzierung: Aufsätze zur soziologischen Theorie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Autorenvorstellung

Stefan Hirschauer, geb. 1960 in Bielefeld. 1990–99 Redakteur und geschäftsführender Herausgeber der ZfS. Habilitation 1998. Ab 2002 Prof. für Soziologie und Gender Studies an der LMU München. Seit 2006 Prof. für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Seit 2012 Sprecher der DFG-Forschergruppe „Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. Forschungsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz. Buchpublikationen: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität* (Suhrkamp, 4. Auflage 2010), *Die Befremdung der eigenen Kultur*, 1997 (Suhrkamp, Mit-Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, 2008 (Suhrkamp, Mit-Hrsg.). *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*, 2013 (UTB, Koautor). *Pränatale Sozialität. Zu einer Soziologie der Schwangerschaft*, 2014 (Lucius, Koautor).